3511

Deutſcher Glaube

Monatsſchrift der Deutſchen Glaubensbewegung

Herausgeber Wilhelm Hauer

Hartung 1935

Deutſcher Glaube

Monatsſchrift der Deutſchen Glaubensbewegung

(Neue Folge der „Kommenden Gemeinde“ und des „Rig“)

In Verbindung mit Ludwig Ferd. Clauß, Hildulf R. Flurſchütz, Georg Groh, Hans F. K. Günther, Lenore Kühn, Ernſt Precht, Graf Reventlow, Erich Röth, Friedbert Schultze, Georg Stammler, Herman Wirth

herausgegeben von Wilhelm Hauer

Verantwortlicher Schriftleiter:

Dr. Herbert Grabert, Tübingen, Frondsbergſtraße 37; Fernruf 3065.

An dieſe Anſchrift ſind alle auf Inhalt und Geſtaltung der Monatsſchrift bezüglichen Anfragen zu richten, wie auch Manuſkripte und Beſprechungsexemplare unmittelbar an die Schriftleitung zu ſchicken ſind. Allen Anfragen iſt Rückporto beizufügen; unverlangt eingeſandte Manuſkripte werden nur zurückgeſchickt, wenn Rückporto beiliegt.

„Deutſcher Glaube“ erſcheint monatlich im Umfang von 48 Seiten. Preis des Einzelheftes: 75 Pfennige; Abonnementspreis RM. 2.— vierteljährlich. Beſtellungen nimmt der Verlag (Poſtſcheckkonto Stuttgart 43655), die Poſt und jede gut geleitete Buchhandlung entgegen.

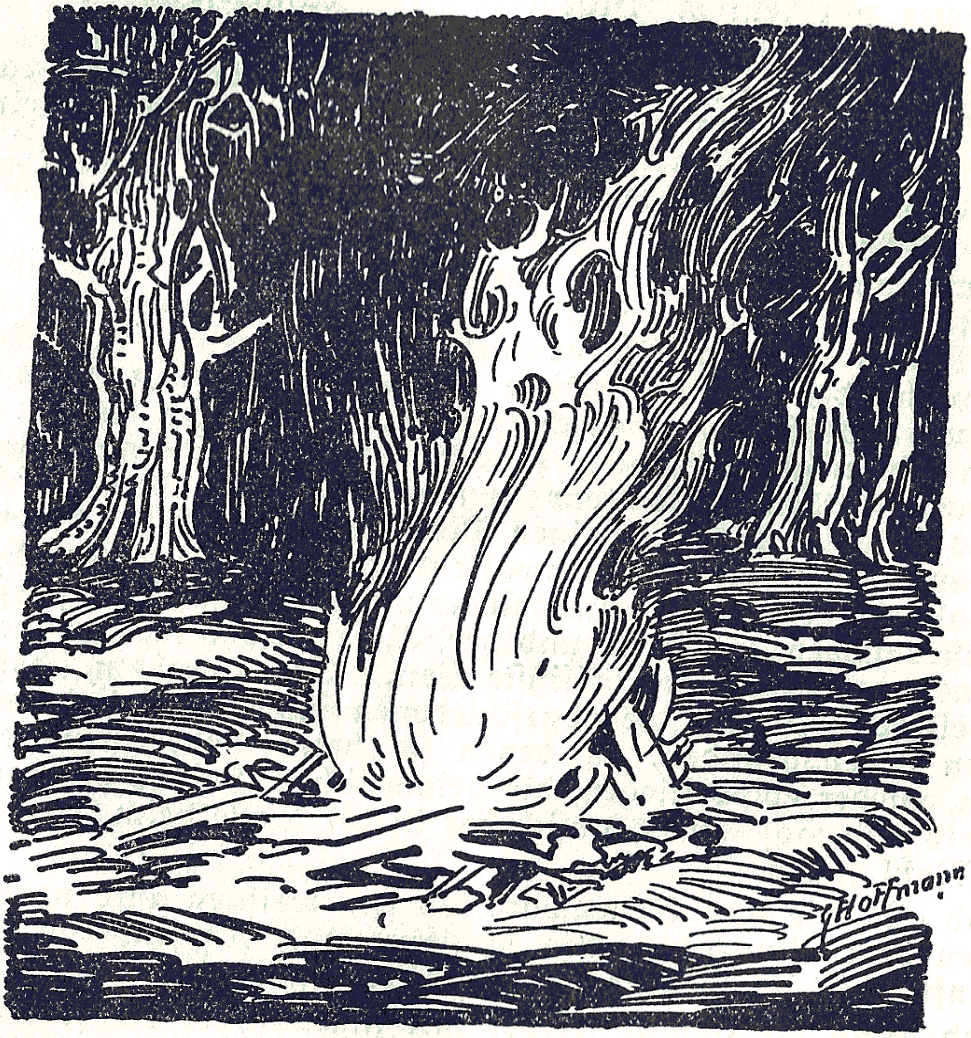
Inhalt des erſten Heftes:

Seite
Neujahrsgruß Wilhelm Hauers 1
Am Sonnwendfeuer / Wilhelm Hauer 2
Geſchiedene Welten / Richard Geuß 4
Skizzen aus meinem Leben / Wilhelm Hauer 5
Schickſalsglaube / Jorg Lampe 11
Glaube und Offenbarung / Barbara Groh 16
Ulrich von Hutten / Kurt Eggers 18
Das Chriſtusbild im politiſchen Zeitenwandel 24
Das Weſen des Selbſt im deutſchen und im indoariſchen Geiſtesleben / Willi Lang 27
Vorchriſtliche, nordiſche Spruchweisheit / Bruno P. Schliephacke 31
Deutſcher Glaube und Vorgeſchichtswiſſenſchaft / Werner Hülle 33
Umſchau: „Das deutſche Volk hat dieſen Kirchenſtreit ſatt“ (S. 42) — Ein chriſtliches Blatt zu Fricks Rede (S. 42) — „Das Abbröckeln in der Deutſchen Glaubensbewegung“ — oder: Viel Lärm um nichts (S. 43) Aus der Konfeſſionsſtatiſtik (S. 44) — Eine große Irreführung, meint der Reichsbiſchof (S. 44) — Das Chriſtentum eine Epiſode (S. 45) — Eine auslandsdeutſche Zeitung über den „religiöſen Umbruch im Reiche“ (S. 45) — Wir geloben Treue dem Heiligen Vater in Rom (S. 46) — Wer Roſenbergs Mythus lieſt, iſt exkommuniziert (S. 46) — Die Bundesſchließung des Judengottes Jahwe El-Schaddajg und das katholiſche Feſt der Beſchneidung (S. 47)

Karl Gutbrod, Verlag, Stuttgart-O, Moſerſtraße 22
Poſtſcheckkonto Stuttgart Nr. 43655

1. Heft · Deutſcher Glaube · Hartung 1935

An alle Mitkämpfer zum Jahre 1935



Sonnenwende

G. Hoffmann

Ein Sonnwendfeuer ist entglommen
Niemand wird seine Flamme dämpfen
Die Hüter wird den Sieg erkämpfen!
Ja mehr wird auch der Glaube frommen

Wilhelm Hauer.

Am Sonnwendfeuer

Wenn wir hier ſtehen in dieſer ſchweigenden Winternacht, in dem heiligen deutſchen Walde, auf der treuen deutſchen Erde, ſo denken wir daran, daß unſere Ahnen ſeit Jahrtauſenden zu eben der Zeit, in dieſem ſelben Walde auf dieſer deutſchen Erde, der immer mit teurem Blut erkauften, Winterſonnwende und Jul gefeiert haben.

In unſerem Blute rauſcht ihr Blut, in unſerer Seele raunt ihre Seele; ſo fühlen wir uns mit ihnen verbunden zu einem Volke, ihnen verpflichtet zum großen Werke, das ſie einſt begonnen und das wir und die zukünftigen Geſchlechter zu Ende führen ſollen.

Winterſonnwend und Jul war die große Weihe der Sippen. Daß ſie zu dieſer Zeit geſchah, zeigt, wie innig unſere Ahnen zu allen Zeiten mit der Natur und ihrem geſetzmäßigen Kreislauf verbunden waren. Dieſe Natur war ihnen nicht ein Gebilde, das ein Gott geſchaffen und ferne von ſich in den Raum hinausgeſtellt hatte, ſondern die lebendige und gegenwärtige Gottheit. So war ihnen auch der Kreislauf des Jahres Offenbarung der ewigen Mächte, die nach feſter Ordnung das ganze All ſchaffend durchwaltende Julzeit, die große Wende des Jahres, wenn die Sonne wieder mit neuer Kraft emporſteigt und alles Leben der Höhe und der Tiefe wieder rege zu werden beginnt, war ihnen die heiligſte Zeit. Sie glaubten, daß in den heiligen Nächten die abgeſchiedenen Ahnen aus den verborgenſten Lebensgründen, zu denen ſie beim Tode zurückgekehrt waren, wieder emporſtiegen, die heimatlichen Gefilde durchzogen, zu Feld und Hof kamen, unſichtbar in der Halle beim Feuer und am Mahl ſaßen.

Und alle, die ihre Gegenwart ſpürten, weihten aufs neue ihre Herzen dem Ahnenerbe, das ſchaffend und verpflichtend in die Zukunft weiſt zu wahrer und tapferer Tat.

Und wenn die Sonne wieder mit jugendlicher Kraft aufſtieg am Horizont, ihren ſicheren Gang aus den Niederungen zur Höhe beginnend, zur Höhe eines fruchtſchweren Jahres, dann klang ein Jauchzen durch die Lande, ein Jauchzen des Glaubens an das Licht, das indogermaniſche Symbol der höchſten Mächte. Dieſes Licht wird nie ſterben, ewig verjüngt wird es ſiegen über die Finſternis, ſo wahr die ewig ſchaffenden Mächte ſiegen über den Untergang. Ein Symbol ewiger Jugendkraft: Der alte Jahresgott war geſtorben, aber zur Winterſonnwende war ein neues Jahr geboren, der junge Gott, der in der Steinwiege jener uralten Denkmäler lag, die vor Jahrtauſenden unſere Ahnen errichteten, wo das ewige Licht und ewiges Leben ihnen zuſtrömte.

So war ihnen Natur und die unſichtbare Welt, die ewigen Mächte und die Sippe, Gott und Menſch nicht getrennt, ſondern eine große Einheit, in die ſie alle einbezogen waren. Das war ihre Gottgemeinſchaft, die ihnen Lebensmut und ſtrenge Verpflichtung wirkte. Als Symbol dieſer Einheit galt ihnen die Welteſche, der Lebensbaum, der alle Welten durchdringt, das kosmiſche Vorbild unſres Weihnachtsbaumes.

So hatte Winterſonnwende und Jul in Germanien einen tiefen religiöſen Sinn, der unmittelbar zur deutſchen Seele ſpricht, weil er aus derſelben Lebenstiefe geboren iſt wie wir ſelber aus dem religiöſen Urwillen des deutſchen Volkes, der auch in uns ſelber wirkt. In dieſem Glauben kommen wir heim zu unſerem Eigenem.

Unſere Herzen ſchlagen in dem Rhythmus dieſes uralten und ewig neuen Lebens in unſerem Volke. Und die großen Geſchehniſſe der letzten beiden Jahre ſind uns ein erhebendes Beiſpiel dieſes Lebens in unſerem Volk, der Wirkung jener ewigen Mächte, die es ſchaffend durchwalten und die uns ein einig deutſchbewußtes Volk und den Führer geſchenkt haben.

Sie treten auch an uns heran und fordern, daß wir ihnen gehorſam ſeien. So ſtehen wir hier am Feuer, dem Symbol jener Mächte, das alte und das junge Geſchlecht, hoch und nieder, in Blut und Geiſt verbunden mit den Hunderttauſenden, die in dieſer Zeit an ſolchen Feuern ſtehen und geloben, ihrem Ruf zu gehorchen in Wahrhaftigkeit, in Tapferkeit und opferbereiter Hingabe an das Ganze, das Werk weiterzuführen, das unſere Ahnen begonnen und das einſt zukünftige Geſchlechter vollenden werden.

Und wir weihen uns mit dem Liede auf die Welteſche:

Berghoch am Walde,
Ragt von der Halde
Morgenwärts ſchauend des Lebens Baum.
Dämmerung umwoben
Harret er droben,
Ferne entrückt in der Zeiten Raum.
Sengenden Lichtes höchſter Gewinn.
Wahrer des Rechtes,
Freien Geſchlechtes,
Weihbild des ewigen Grünens Geflechtes,
Heiliger Erde Hort und Sinn.
Dunkel durchdringend,
Aufwärts ſich ſchwingend
Leuchteſt du weit in die Weltennacht,
Aether verloren,
Wiedergeboren,
Göttliches Heil zu den Menſchen gebracht.
Strahle von Norden, Siegglanz rein.
Geiſter befreiend,
Wiſſen verleihend,
Und unſere Herzen wiederum weihend,
Lichtbaum, umgib uns mit deinem Schein. (H. Wirth)

Tübingen

Wilhelm Hauer

Geſchiedene Welten

Pſalm 90, 7—9

„Das macht dein Zorn, daß wir ſo vergehen, und dein Grimm, daß wir ſo plötzlich dahinmüſſen.

Denn unſre Miſſetaten ſtellſt du vor dich, unſre unerkannte Sünde iſt Licht vor deinem Angeſicht.

Darum fahren alle unſre Tage dahin durch deinen Zorn: wir bringen unſre Jahre zu wie ein Geſchwätz.“

Deutſche Haltung

Kanzelwort verdämmert,
daß in den Stunden hämmert
Gottes Zorn.
Uralt heiliger Born
in Winterwaldes Schweigen,
an dem der bunte Reigen
der Stunde ſtille ſteht,
erweckt die ſcheuen Keime
zur Bruderſchaft den Sternen,
die aus den lichten Fernen
der Stunde warten, die einſt ſät.

Vor den Toren hoher Wende
Ur- und Unſinn bitter ringen,
während ſchon von Heimkehr ſingen
Seherſtimmen, von verlorener Zeiten Ende.

Preſſig (Oberfr.) **Richard Geuß**

Das Chriſtentum iſt das Blatterngift der Menſchheit. Es iſt die Wurzel alles Zwieſpalts, aller Schlaffheit, der letzten Jahrhunderte vorzüglich.
Hebbel

Wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man ſich ſoldatiſcher Hilfe, die Verirrten in den Schafſtall der Kirche zurückzuängſtigen.
Schiller

Keine zwei Dinge konnten einander an ſich fremder ſein als das römiſche Papſttum und der Geiſt deutſcher Sitten. Ferner untergrub dieſe unaufhörlich, wie es ſich gegenteils aus ihnen zueignete und zuletzt alles zu einem deutſch-römiſchen Chaos machte.
Herder

Skizzen aus meinem Leben

Vorbemerkung

Ich gehöre zu den — wahrſcheinlich altmodiſchen — Menſchen, die glauben, ſein eigenes Leben ſolle man erſt im hohen Alter ſchreiben, an der Wende der höchſten Reife, ehe Leib und Geiſt ſich zur letzten Einkehr wenden und die Welt anfängt, in ein kühles Licht gerückt zu werden und zu verblaſſen. Dann iſt ja die Zeit der Muße, da man den Jungen gerne Platz macht und noch einmal aus dem Innerſten heraus einen letzten Rückblick hält, der einem die Dinge in rechter Sicht zeigt, weil man klaren Auges und unbefangenen Urteils geworden iſt. Ich hatte mir ſolches vorgenommen. Ob das Schickſal es mir dann gewährt hätte, läßt ſich ja nicht ſagen. Es iſt auch im Grunde unwichtig. Wichtig iſt, gelebt zu haben.

Wenn ich nun trotz dieſer meiner Abneigung daran gehe, wenigſtens Skizzen aus meinem Leben zu ſchreiben — ohne Muße und mitten im Drange von viel Arbeit und Kampf — und dieſe zu veröffentlichen, tue ich es unter einem Zwang der Lage. Es vergeht wohl kaum eine Woche, ohne daß mir in irgend einem Blatte Bruchſtücke vorgeblicher Lebensbeſchreibungen von mir begegnen, in denen ich mich ſehr ſchwer wiedererkenne. Meiſtens ſind ſie zuſammengeſtoppelt aus einigen perſönlichen Erinnerungen, aus halb oder ganz mißverſtandenen Bemerkungen, aus Sätzen meiner Schriften, die aus dem Zuſammenhang geriſſen werden. Ich ſtaune oft, beluſtigt oder auch ſchmerzlich berührt, über das, was ich nach dieſen Beſchreibungen ſein ſoll. An und für ſich wäre dies ja nicht ſchlimm, zuweilen ſogar ſehr unterhaltſam. Glücklicherweiſe bleibt der Menſch, was er iſt, was auch immer die Welt von ihm ſagen mag, und ich habe mich im Laufe meines Lebens herzlich wenig um das bekümmert, was die Leute reden. Doch beginne ich zu merken, daß der Sache, der ich dienen muß, mit ſolchen Verſchiebungen und Verzerrungen geſchadet wird. Allein dieſe Überlegung zwingt mich, aus meiner Zurückhaltung herauszutreten und den Verſuch zu machen, meinen perſönlichen Werdegang ſelbſt zu beſchreiben. Ich habe aber nicht im Sinne, eine ausführliche Lebensbeſchreibung zu bieten. Dazu iſt es trotz allem doch noch nicht Zeit. Ich fühle mich noch nicht alt genug. Vielmehr ſollen die Skizzen in erſter Linie meine innere Entwicklung dartun. Sie führt von einer chriſtlichen Umgebung zur Befreiung von dem überkommenen Glauben bis zu dem unentrinnbaren Muß des Kampfes in der Deutſchen Glaubensbewegung.

Dieſe Entwicklung hat ſich im Rahmen eines gewiß nicht gewöhnlichen Lebens vollzogen. Meine Wiege ſtand in einem kleinen ſchwäbiſchen Dorf, wo ich eine an Entbehrungen überreiche Jugend verbrachte und bis in mein 19. Jahr als einfacher Handwerker mein Brot verdiente. Daneben benutzte ich die Nächte zu meiner Weiterbildung, für die ſich der charaktervolle Dorfpfarrer bemühte, dem ich mein Leben lang für dieſen Dienſt dankbar ſein werde. Dann ging mein Weg über das Miſſionsſeminar in Baſel nach Indien, von da an die Univerſität Oxford. Dort überraſchte mich der Krieg; dann folgte Gefangenſchaft, Austauſch, Pfarrdienſt in Württemberg, daneben Studium in Tübingen, Erwerbung des Doktors der Philoſophie, Austritt aus dem Kirchendienſt, Kampf um religiöſe Weitung und Vertiefung innerhalb des Chriſtentums, daraus Entſtehung des Köngener Bundes unter meiner Führung. 1921 Eintritt in die akademiſche Laufbahn, Berufung auf den indologiſchen Lehrſtuhl der Univerſität Marburg 1925, Berufung auf den Lehrſtuhl für Indologie und Religionsgeſchichte an der Univerſität Tübingen 1927, als Nachfolger meines verehrten Lehrers Richard Garbe. Endlich der Aufruf zur Sammlung der Kämpfer für einen arteigenen deutſchen Glauben im Jahr 1933 und die Übernahme der Führung der Deutſchen Glaubensbewegung im Jahr 1934.

Es wundert mich nicht, wenn meine bisherigen „Biographen“ und vor allem meine Gegner, die gerne aus meinem Leben die ſchwere Verwirrung ableiten wollen, in der ſie mich jetzt ſehen, aus dieſem ungewöhnlichen Leben nicht ganz klug werden. Wer hört, daß ich einſt einer pietiſtiſchen Gemeinſchaft angehört habe, durch ein Miſſionsſeminar ging, ja ſogar eine Zeitlang im Dienſte einer Miſſionsgeſellſchaft ſtand, dem muß meine jetzige religiöſe Haltung faſt unbegreiflich erſcheinen. Die einen wollen in mir den Abgefallenen ſehen, der ſeinen einſtigen Herrn Jeſus Chriſtus treulos verlaſſen hat. Damit iſt für ſie dann mein ſchlechter Charakter von vornherein bewieſen, wie z. B. für Guida Diehl. Man hat es dann leichter, mit mir fertig zu werden, denn über einen ſchlechten Charakter braucht man ja nur Schlechtes zu ſagen, um bei allen Unbefangenen Glauben zu finden. Meine ſogenannten „nordiſchen“ Gegner trauen meiner Deutſchgläubigkeit nicht recht und können es ſich nicht anders denken, als daß ich doch wieder einmal in mein früheres Chriſtentum zurückflüchte und dann die ganze Deutſche Glaubensbewegung wieder ins Chriſtliche zurückzubiegen verſuchen werde. Manche machen mich ſogar zu einem Yogin und Okkultiſten, weil ich einige Jahre in Indien war und mich ſehr eingehend auch mit der Erforſchung des Yoga beſchäftigt habe. Ich habe ſogar ein Buch über dieſen Gegenſtand veröffentlicht. Solche, die ehrlich vor dieſen Dingen bangen, weil ſie fürchten, dadurch könnte ein fremder und ſchädigender Einfluß in das deutſche Weſen eindringen, will ich gleich hier beruhigen: Ich bin nie ein „Yogin“ geweſen, obwohl einer der vorhin angeführten Biographen eine Photographie von mir aus Indien geſehen hat, auf der ich mit einem Fell über die Schulter auftrete, das er als das Tigerfell eines Yogin deutet. Es war leider kein Tigerfell, ſondern ein ganz gewöhnliches Schaffell, das beim Photographen auf dem Fußboden lag und das ich im Scherz (ich hatte nämlich 8 Tage Ferien auf den Bergen) mir geſchwind, ehe der Photograph mich knipſte, um die Schulter hing. Vielleicht iſt es das ſagenhafte Fell, das in den neueſten Legenden über mich bald als Bären-, bald als Wolfs- und Hirſchfell eine Rolle ſpielt. Tierfelle ſcheinen in der volkstümlichen Phantaſie das „Heidentum" beſonders deutlich zu kennzeichnen. Alſo ich bin nie ein Yogin geweſen und gedenke auch keiner zu werden, da ich heute mehr denn je der Meinung bin, daß der indiſche Yoga, der in einem andern ſeeliſch-geiſtigen Raum entſtanden iſt, aber für uns als Weg nach innen keineswegs taugt, obwohl in ihm Hinweiſe auf Geſetze der inneren Zucht und Klärung zu finden ſind, die wir in unſeren Mühen um eine innere Bildung im ariſchen Geiſte nicht überſehen ſollten. Was ich darüber zu ſagen habe, habe ich in einem kleinen Werke niedergelegt *). Zum Okkultismus habe ich nie Beziehungen gehabt, ſchon aus einer inſtinktiven Abneigung nicht; auch nicht zur Anthropoſophie. Ich war im Gegenteil in den Jahren, als die Anthropoſophie wie eine Flut über Deutſchland fegte (etwa im Jahr 1921—1923) ihr entſchiedenſter Gegner. Mein damals geſchriebenes Buch über die Anthropoſophie **) hat nach dem Urteil Berufener jener Flut einen ſtarken Damm entgegengeſetzt.

Ich will, wie ſchon angedeutet, die Verzeichnungen meines Lebens und meines Entwicklungsgangs durch meine Gegner nicht einfach böſem Willen zuſchreiben. Sie ſind wohl darum auf falſche Fährte geraten, weil ſie den inneren Zuſammenhang meiner religiöſen Entwicklung nicht kennen. In den nun folgenden Skizzen aus meinem Leben hoffe ich zeigen zu können, daß ſich hier alles wie aus einem Keim organiſch entwickelt hat.

Dabei iſt wichtig zu beachten, daß in dieſer Entwicklung zunächſt zwei ſehr verſchiedene Welten ineinandergreifen. Die eine iſt die chriſtliche Umwelt, in die ich, wie faſt jeder Deutſche, durch meine Geburt, durch die Familientradition, durch die Erziehung in der Schule und durch die Dorfgemeinſchaft, in der ich lebte, einbezogen war, und mit der ich mich als religiöſer Menſch ſehr ernſthaft — bis in die Tiefe ernſthaft — befaßte und auseinanderſetzte. Die andere Welt aber trug ich in meinem eigenen Innern. Es war meine angeborene religiöſe Art, die in keiner Weiſe mit jener Welt der chriſtlichen Tradition zuſammenfiel. Dieſer „arteigene Glaube“ hat ſich bei mir ſchon ſehr früh in ganz ſtarken Erlebniſſen kundgetan. Die früheſten, klar bewußten gehen in mein 6. Jahr zurück; halb bewußte und unbewußte liegen ſicher noch früher. Sie haben mich durch die ganze Zeit meines Ringens mit dem Chriſtentum begleitet. Zunächſt war mir gar nicht klar, daß die angedeuteten Erlebniſſe, die ich heute als religiöſe Erfahrungen entſcheidender Art betrachten muß, überhaupt etwas mit „Religion“ zu tun hatten, ſo verſchieden waren ſie von all dem, was mir durch chriſtliche Tradition und Erziehung als „religiös“ gekennzeichnet war. Erſt als ich in ſpäteren Jahren anfing, das Chriſtentum kritiſch zu betrachten, weil ich merkte, daß es nicht mein inneres Eigentum war, entdeckte ich, daß ja die ganze Zeit hindurch Gott mit mir anders geredet hatte als durch „Moſes und die Propheten“ und ſelbſt anders als durch die Evangelien. Dieſer Prozeß der kritiſchen Betrachtung begann ſchon etwa in meinem 14. Jahr, und zwar nicht etwa unter dem Einfluß irgend welcher modernen Zerſetzung. Ich bin ferne allen modernen Einflüſſen in meinem kleinen ſchwäbiſchen Dorfe aufgewachſen. Die Gewalten, die hier wirkten, waren innere. Ich erinnere mich heute z. B. noch ſehr genau, wie ich eine Zeitlang von dem ſtarken Wunſche umgetrieben war, ein Heide zu ſein. Dies geſchah aber nicht aus Widerwillen oder gar Feindſchaft gegen das Chriſtentum, das mich umgab und in dem ich zu leben verſuchte, ſondern weil ich den Drang hatte,mir das Chriſtentum einmal ganz ruhig von außen betrachten zu können. Mir war ſeltſam zumute bei dieſem Drang, den ich nicht wollte und den ich nicht begriff. Viel ſpäter erſt wurde mir ſeine Wurzel deutlich offenbar: Einmal war es der ſtarke religionsgeſchichtliche Trieb, der mir offenbar angeboren iſt; dann aber die leiſe aufdämmernde Ahnung, daß ich nicht im Chriſtentum beheimatet war.

---

*) Wilhelm Hauer, Eine indo-ariſche Metaphyſik des Kampfes und der Tat. Stuttgart 1934.

**) Wilhelm Hauer, Werden, Weſen der Anthropoſophie, Stuttgart 1923.

Das Schickſal waltet ſeltſam: Etwa zur ſelben Zeit geriet ich durch irgend einen Zufall über Nacherzählungen der nordiſchen Mythen. Sie waren nicht beſonders gut, wie ich ſpäter feſtſtellte, und doch hänge ich noch heute mit Dankbarkeit an jenem Büchlein, denn in ihm rührte mich etwas an wie das Rufen einer fernen, verlorenen Heimat.

Aber dies alles waren nur ſeltſame Anzeichen des tief im Unbewußten oder Halbbewußten ſich kundtuenden Regens eines andern Glaubens, das von dem Ringen um den chriſtlichen Glauben zunächſt völlig übermannt wurde. Dieſes Ringen zog ſich durch Jahrzehnte hin. Viele von der jungen und jüngſten Generation verſtehen das ſchwer, ſie wiſſen zu wenig davon, mit welchen inneren Kämpfen einſtens die Freiheit errungen werden mußte, die heute faſt ſchon eine Selbſtverſtändlichkeit iſt, daß man ſich nämlich zu einem Glauben bekennen kann, ohne Chriſt zu ſein.

Wenn ich mich in jener Zeit der beginnenden Auseinanderſetzung mit dem Chriſtentum einer pietiſtiſchen Gemeinſchaft in meinem Dorfe anſchloß — nebenbei aus freien Stücken; meine Eltern gehörten nicht dazu — ſo geſchah dies aus demſelben religiöſen Drang, aus dem ich ſpäter die mehr und mehr vom Chriſtentum ſich entfernende Köngener Gemeinſchaft aufbaute. Es war der Drang nach unmittelbarem religiöſem Leben. Dort in jener pietiſtiſchen Gemeinſchaft bei einfachen Bauern und Handwerkern ſpürte ich etwas davon. Und noch heute denke ich mit Dankbarkeit an jene ſchlichten Menſchen einer innigen Frömmigkeit. Daß dogmatiſche Enge ihr inneres Leben hemmte und ſie gegen Andersgeſinnte abſchloß, wie ich bald merken mußte, war ja nicht ihre Schuld, ſondern die einer fremden Religioſität, die ihr frommes deutſches Gemüt umſchloſſen hielt.

In jene Zeit, etwa in mein 15. oder 16. Jahr fallen die erſten ſchweren Erſchütterungen, die nicht nur das Chriſtentum, ſondern den Glauben an Gott ſelber in mir in Frage ſtellten. Die Entwicklung lenkte aber noch einmal zurück. Ich trat mit 19 Jahren in das Miſſions-Seminar in Baſel ein. Und hier inmitten einer frommen Miſſionsgemeinde kamen die ſchwerſten grundſtürzenden Auseinanderſetzungen mit dem überkommenen Chriſtentum, die dann draußen in Indien im Dienſt der Miſſion ſich fortſetzten und den Durchbruch vorbereiteten. Ich werde ſie in einem beſonderen Kapitel eingehend zeichnen. Daß ich kein Chriſt ſein durfte, aus innerem Schickſal, entdeckte ich noch lange nicht; doch begann die Erkenntnis ſchon im Miſſions-Seminar zu dämmern. Nicht Jeſus Chriſtus ſtand dort in Wahrheit über meinem inneren Leben, wie ich meinte und wie es eigentlich an der Ordnung geweſen wäre, ſondern die deutſchen und griechiſchen Klaſſiker, vornehmlich Schiller, Sokrates-Plato, Nietzſche; die ewige Mutter Natur und das pulſende Leben, das irdiſche, nicht das himmliſche. Ich ward zum Ketzer mitten in der beſten chriſtlichen Betreuung; und mein Ketzertum wurde bald ruchbar, da ich nie verſteckt zu leben vermochte. Wenn man mich dann trotz allem in den höheren Schuldienſt nach Indien ſchickte, ſo lag dies in der Weitherzigkeit meines Direktors, eines der edelſten Menſchen, denen ich in meinem Leben begegnet bin, und in ſeiner Hoffnung, daß ich in jener „Arbeit für den Herrn“ dieſen Herrn auch wieder ganz finden würde. Ich fand aber in Indien nicht Chriſtus, ſondern indo-ariſches Weistum, d. h. es fand mich. Wie mich einſt die Edda in meiner Jugend angerührt hatte, als der Klang einer fernen Heimat, ſo griff mir nun Indien, d. h. in erſter Linie das alte indoariſche Indien ans Herz. Die ſeeliſch-geiſtigen Urgründe des Indogermanentums enthüllten ſich mir und warfen ein helles

Licht auf meine eigenen inneren Erlebniſſe nichtchriſtlicher Art, die mich durch all die Jahre trotz Chriſtentum begleitet hatten.

Aber was ſich in jenen Jahren für mich in Indien ereignete, war zunächſt nur eine Saat, die erſt langſam reifte, wie überhaupt meine ganze innere Entwicklung ſich ſehr langſam, darum aber um ſo ſtetiger und ſicherer vollzog. Erſt die nochmalige tiefgreifende Berührung mit der Welt Platos an der Univerſität Oxford, der Weltkrieg, die Gefangenſchaft, die Erfahrungen im Kirchendienſt nach meiner Befreiung aus der Gefangenſchaft, die November-Revolution und was folgte, der Kampf der Jugendbewegung um ein neues Deutſchland, in welchen Zuſammenhang die Entſtehung des Köngener Bundes gehört, und das Ringen innerhalb dieſer Gemeinſchaft um den geiſtigen und religiöſen Durchbruch der deutſchen Revolution brachte jene Saat zur Reife. Ich mußte endlich erkennen, daß ich in Wirklichkeit nie Chriſt geweſen war, wenn ich es auch lange gemeint hatte, weil Jeſus Chriſtus nie zum entſcheidenden Ereignis in meinem inneren Leben geworden war — er war offenbar nicht mein Glaubensſchickſal. Sofern überhaupt große Geſtalten über meinen religiöſen Werdegang mitbeſtimmend ſtanden, waren es, wie ſchon angedeutet, ſolche der indogermaniſchen Religionsgeſchichte. So war dieſe Geſchichte mir zum Glaubensſchickſal geworden. Und ſchließlich erkannte ich mit Erſchauern und grenzenloſer Dankbarkeit, daß dieſe Geſchichte ſich in meinem eigenen Innern während der Jahrzehnte meines Ringens mit dem Chriſtentum vollzogen hatte. Was ſchon ſeit langem mein eigen geweſen war und was aus jener Welt ſozuſagen von außen her an mich herantrat, entdeckte ich als ein und dasſelbe. Ich hatte heimgefunden zu den eigenen Weſensgründen.

Und als ich mit dieſen neuen Erkenntniſſen um mich ſchaute, da entdeckte ich, daß viele im deutſchen Volke denſelben Weg gegangen waren, ja daß im rechten Licht betrachtet mein Weg der Weg meines Volkes geweſen iſt. Daraus ergab ſich für mich die ſelbſtverſtändliche Pflicht, auf den Plan zu treten, als nach dem Durchbruch der deutſchen Revolution die chriſtlichen Kirchen ſich anſchickten, das deutſche Volk unter ihren Abſolutheits-Anſpruch zu zwingen. Unſere Antwort darauf war die Tagung in Eiſenach

Die edelſten und erſten Männer ſtimmen darin überein, daß das Chriſtentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber ſie ſuchen meiſtenteils den Grund in der chriſtlichen Kirche; ich find' ihn in der chriſtlichen Religion ſelbſt. **Hebbel**

im Jahre 1933. Seit dort gibt es eine „Deutſche Glaubensbewegung", d. h. eine religiöſe Bewegung, die ſich an das Volk wendet und in ihm Wurzel ſchlägt, weil Deutſcher Glaube in des Volkes Seele ruht. Wenn ich heute in dieſer Bewegung an führender Stelle ſtehe, ſo iſt dies kein Zufall des Augenblicks, ſondern iſt ein Muß, das langſam gewachſen iſt und ſchließlich unerbittlich wurde. Das Wachstum dieſes Muß will ich in den Skizzen der nächſten Hefte darlegen.

Tübingen Wilhelm Hauer

Schickſalsglaube

Schickſalsglaube ſetzt das Wiſſen um Schickſal voraus, und dieſes bedingt wieder eine tiefe Wandlung der Lebensſchau, die Zurückdrängung aller ſogenannten idealiſtiſchen Vorſtellungsbilder, damit das ſchöpferiſche Geheimnis des Lebens unmittelbar wirkſam werden kann. Es geht nicht, von Schickſal zu ſprechen und gleichzeitig die Idee und den Willen als ſolche zu verherrlichen. Dieſe erzeugen Will-kür, die der eigentliche Gegenſatz oder ſagen wir lieber die Parodie echten Schickſals iſt. Schickſal lebendig fühlen heißt der inneren Wirklichkeit des Lebens, heißt den geheimen Mächten, die gleichſam die Organe, die Glieder, die waltende Bewegung der Gottheit ſind, erſchloſſen ſein. Nur wer wirklich in ſeinem innerſten Weſen flutet und bewegt wird, wer alſo aus dem Unbewußten heraus lebt, ſteht dem Schickſal nahe, nur er hat überhaupt ein Schickſal.

Daraus geht ſchon hervor, daß nicht alles Schickſal iſt, was ſo genannt wird. Es gibt Glück und Unglück, freundliche und mißliche Geſchicke, die mit eigentlichem Schickſal nichts zu tun haben. Alles was den Menſchen nur in ſeiner äußeren Exiſtenz betrifft, in ſeinem materiellen Sein, was er alſo an den ausgeſprochen mechaniſchen Funktionen und Verflechtungen des Geſellſchaftsapparates tut oder was dieſe an ihm tun, iſt noch kein Schickſal ſondern beſtenfalls Geſchick, kein wirkliches Geſchehen ſondern nur ein ſachlich ausgelöſtes oder auslöſendes Ereignis. Schickſal iſt immer innere Notwendigkeit, Geſchick dagegen kann ſich auch aus äußerem Zwang vollziehen. Im Bereich der Exiſtenzmechanik gibt es daher Zufall und Willkür, nur im Bereich des innerlich gelebten Lebens Schickſal.

Aus dieſem Grunde ſteht gar nicht jeder äußerlich vorhandene Menſch, bloß weil er da iſt, im Schickſal, ſondern er kann da ſein, kann tun und laſſen, wollen oder widerſtreben, ohne je den Hauch des Schickſals zu verſpüren, ja ohne je in deſſen innerem Bann zu leben. Schickſal erleben erfordert echte Frömmigkeit,

d. h. ein in und aus der Gottheit leben, ein gläubiges Verwurzeltſein im Lebendigen.

Mit dem Glauben an einen Gott, ganz gleich, wie man ſich ihn vorſtellt, iſt es auch noch nicht getan. Das hat ſchon Eckehart erkannt. Solange wir noch an einen Gott glauben, tun oder laſſen wir gleichſam um Gottes willen, und er iſt damit außer uns, ſelbſt wenn wir uns als in ihm ſeiend glauben. Das aber iſt noch nicht Schickſal leben. „Wir ſollen auch nicht Gott dienen noch unſere Werke verrichten um irgend ein Warum: nicht um Gott noch um Gottes Ehre noch um irgend etwas, was außer uns wäre, ſondern allein um deſſentwillen, was in uns iſt, als unſer Weſen, unſer eigenes Leben“, ſagt Eckehart. Leben und Tun als unſer Weſen, unſer eigenes Leben, das erſt iſt Schickſal leben. Es iſt alſo nicht etwa Zweiſein ſondern Einsſein mit der Gottheit, iſt ein mit ſeinem Leben in ihr Stehen und von ihr Bewirktwerden, indem wir ſie in uns bewirken.

Das aber heißt einfach gläubig ſein, ohne den Willen zu einer Vorſtellung von Gott, überhaupt ohne einen Begriff ſondern urſprünglich und ganz unmittelbar von ihm bewegt, als ein Glied und eine Einzigkeit ſeines Ausdrucks. (Wenn dem Kindlich-Primitiven gleichſam von ſelber Bilder Gottes kommen, weil er eben ſeinen Glauben in Bildern ſchaut, ſo iſt das etwas ganz anderes als Gottesbegriffe und feſtgelegte Vorſtellungen.) Wer ſeine Einzigkeit nicht lebt, der verſtümmelt die Gottheit um dieſes ihr Glied und er fällt damit aus dem Schickſal, das der Rhythmus der göttlichen Selbſtverwirklichung in allen ihren Gliedern iſt. Trotz oder vielmehr wegen der Einzigkeit eines jeden Weſens, alſo eines jeden in ſich lebendigen Menſchen gibt es kein eigentliches Einzelſchickſal, denn Schickſal iſt ja der Lebensrhythmus einer gegliederten Ganzheit, der in das Leben gegebenen Ganzheit Gottes.

Immer geſchieht der in Farbe, Ton und Kraft ſeiner Lebendigkeit Einzige in der Ganzheit der geſchehenden Gottheit. Selbſt wenn z. B. Einſamkeit ſein Los iſt, ſo iſt ſie doch nie wirklich Alleinſein, ſo tragiſch ſie empfunden werden mag, ſondern ſie iſt in jener Ganzheit. Einſam iſt man in der Gottheit, allein aber außer ihr, als ein Ausgeſtoßener oder als ein Verlorener, d. h. als ein in das äußere Sein oder in die Willkür des Bewußtſeins Gebannter. Alleinſein iſt ſchickſallos, Einſamkeit Schickſal, alſo innere Gemeinſchaft mit der Gottheit. Daß ſie als Tragik erlebt werden kann, das beweiſt nur, daß die Gottheit nicht ein banales Glück iſt, ſondern nur eine tiefere und zugleich höhere Steigerung im Schmerz wie in der Seligkeit. Einſam iſt man inmitten und im Gegenſatz zu einer ſchickſalloſen Umwelt; im Alleinſein aber iſt man ſelber ein Teil von ihr. Einſamkeit und Alleinſein ſind demnach verſchiedene Ebenen, jene die eines Ranges in der Gottheit, dieſe die des beziehungsloſen Einzelſeins, des Fürſichſeins, des Stückſeins in der Maſſe des bloß dinglich Gegenſtändlichen.

Dieſe Unterſcheidungen ſind nicht etwa müßige Wortſpielerei. Sie ſollen vielmehr die innere Welt des Schickſals von der äußeren der bloßen Zufälle, der willkürlichen Verwicklungen, der von der Mechanik, vom bloßen Denken und Wollen verurſachten Geſchicke, mögen ſie nun Verbindung oder Trennung hervorrufen, zu unterſcheiden lehren. Schickſal fängt erſt da an, wo das wirkliche Weſen des Lebens, wo alſo das eigentliche Geſchehen hinter den Ereigniſſen erlebt und bejaht wird. Die ſogenannte moderne Welt iſt vorwiegend ſchickſallos, und ſie ahnt es nicht einmal. Bis vor kurzem hieß es noch: die Wirtſchaft iſt das Schickſal, worunter die Verſtrickung des Menſchen in den wirtſchaftlichen Funktionsmechanismus verſtanden wurde. Dieſe Verſtrickung iſt unleugbar, aber ſie iſt auch das gerade Gegenteil von Schickſal; ſie iſt ein Zeichen des Schickſalsverluſtes, d. h. eines Lebenszuſtandes, der von der Mechanik beherrſcht wird.

Heute heißt es nun: die Politik iſt das Schickſal. Das kann ſtimmen, aber es muß nicht ſtimmen. Politik iſt Schickſal, wenn ſie wirklich aus den geheimen Lebensmächten, aus dem in das Leben hineingeborenen göttlichen Rang heraus geſtaltet wird. Soweit ſie aber aus idealiſtiſchen Zielſetzungen und Abſtraktionen oder gar um organiſatoriſcher Selbſtzwecke willen betrieben wird, ſoweit ſie alſo beſtimmte vorgefaßte Vorſtellungen und Wunſchbilder zu verwirklichen trachtet, iſt ſie ebenſowenig Schickſal wie die Wirtſchaft, denn es iſt ſchließlich gleichgültig, ob man von Bilanzberechnungen oder von politiſch-willkürlichen Zweckſetzungen ausgeht. Frankreichs Politik beiſpielsweiſe iſt kein Schickſal ſondern ein Verhängnis, und zwar das der Verhinderung echter Schickſalsgeſtaltung im europäiſchen Raum.

Faſſen wir zuſammen: Schickſal iſt die Macht, iſt das geheime Walten der Gottheit, iſt ihre als das innere Weſen in den Leib des Lebens hineingebundene Ausdruckskraft. Es iſt der Weg des Schöpferiſchen zur Selbſtgeſtaltung, zur Selbſterfüllung. Der Leib des Lebens iſt im Menſchlichen gegliedert in die Weſenheit verſchiedener Völker, und dieſe wieder gliedern ſich aus ihrer eigenen Fülle und Mannigfaltigkeit zur rhythmiſchen Gemeinſchaft der in ihrem Weſen Einzigen.

Gliederung iſt immer Stufung nach dem Rang der inneren, der ſchöpferiſchen Beſonderheit. Daraus ergibt ſich von ſelber, daß Schickſalsgemeinſchaft aus der inneren Bedeutungsunterſcheidung gegliederte und zur organiſchen Rangordnung geſtaltete Gemeinſchaft iſt. Ebenſo zwangsläufig aber bedingt ſie die Entfaltung eines jeden ihrer Glieder zu ſeiner echten Einzigkeit, damit eben jene Rangordnung erſt wirklich organiſch wachſen kann. Gemeinſchaft und Einzigkeit ſind die beiden unlöslich verbundenen Pole echten ſchickſalhaften Lebens, das gewiſſermaßen den Spannungsfunken aus beiden bildet.

Schickſalsglaube iſt daher innere Erfülltheit des Gläubigen in und von ſeiner Einzigkeit wie von ihrem Gliedſein in dem größeren Lebensleib des Volkes. Schickſalsglaube iſt die Kraft, iſt das Krafterlebnis des eigenen Weſens und ſeiner Verbundenheit in der Weſenheit des Volkes, als eines Gliedes in der Gottheit. Er bedeutet alſo die Aufhebung eines jeden an einen Namen und Begriff gebundenen Bekenntniſſes, er bedeutet deſſen Auflöſung in ein unmittelbares Einbezogenheitserlebnis, in ein immerwährendes und die Lebenswirklichkeit durchdringendes Gewißſein von der Gottheit als des Schöpfers dieſer Wirklichkeit.

Darum iſt Schickſalsglauben etwas völlig Verſchiedenes vom ſogenannten Fatalismus. Fatum, das ſind „des Geſchickes Mächte", mit denen, nach Schiller, „kein ewiger Bund zu flechten" iſt. Es iſt alſo eine Macht außer und über uns, eine völlig in ſich ſelbſt beſchloſſene Macht, die gleichſam von ſich aus regiert. Schickſal aber erſcheint uns als das innere Walten in allem weſenhaft Lebendigen, das auch wir von uns aus bewirken, ſoweit wir als Träger und Mittler dieſes Lebendigen leben und uns von ihm beſtimmen laſſen. Fatalismus, der alles laufen und treiben läßt, „weil es doch ſo kommt, wie es kommen muß", iſt unſerem Schickſalsglauben fremd; er iſt morgenländiſch. Wir als Deutſche aber glauben Schickſal als eine Stimme, als einen Führer unſeres Tuns, der uns führt, eben indem wir gläubig tun.

Wo wir ſo recht von innen her ergriffen, d. h. aus unſerem tiefſten Weſensgrunde heraus handeln, wollen, denken, da tragen wir nicht nur, da formen wir auch ſelber Schickſal, indem die Gottheit ſelber ſich durch uns kundtut. Das Schickſal iſt alſo keineswegs wie ein Ruckſack, den man ſich umhängt, um ihn zu ſchleppen wie eine fremde Laſt, ſondern es iſt mindeſtens zugleich auch der Rücken, der ihn trägt. Es iſt die Kraft zu tragen, iſt das Recht und die Freiheit zum ganzen Ausmaß unſerer inneren Natur. Schickſal leben heißt daher, die Notwendigkeit als innere Freiheit leben, heißt ergriffen werden, um ganz und gar eingenommen von unſerem innerſten Weſen, das die Gottheit iſt, ſich ſelber und ſein Tun zur lebendigen Geſtalt zu formen.

Das iſt der Tod der Moral, die zum Guten ja ſagt und zum Böſen nein. Auch der Schickſal Lebende wird ſchuldig, wenn ſein Tun in das Weſen eines andern Leid ſchaffend und verletzend eingreift, aber er ſteht zu dieſem ſeinem Tun, er ſteht auch zu dem Leide, das er ſchuf; er wird ſogar, je tiefer er aus ſeinem inneren Weſen tat, das Weſensleid des andern in ſich ſelber ſpüren, aber er wird es tragen als ein Großes, eben als ein Schickſal, zu dem man ja ſagt wie zu den Folgen, die es heraufbeſchwört. Ja ſagen zu allem, was aus echter innerer Notwendigkeit geſchieht, ſei es nun Schmerz oder Freude, Liebe oder Leid, das heißt gläubig Schickſal leben. Das bedeutet: aus der Seele adeliger Menſch ſein und ein adeliges Werk tun, denn nur in ſolchem Menſchen und in ſolchem Werk iſt Schickſal.

Schickſal iſt Offenbarung, aber nicht ſo, als ob Gott ſich irgendwie von ſich aus zeigte. Nein, die Gottheit und unſer inneres Weſen, die eines ſind, ſie offenbaren ſich im ſchickſalhaften Leben, denn hier erſt werden ſie bewegte und zu ihrer eigenen Unmittelbarkeit beſtimmte Wirklichkeit. Wer ſeine innere Notwendigkeit erlebt, dem wird die Gottheit offenbar, indem er ganz, d. h. aus ungebrochenem Weſen ſich und ſein Tun geſtaltet. Schickſal iſt unſere innere Unbedingtheit, das Letzte, der Kern in uns, und ſoweit dies kernhaft Unbedingte in uns lebendig gegenwärtig wirkt, iſt unſer Leben auch Träger und Geſtalter von Schickſal. Wer keinen ſolchen Kern hat, hat auch kein Schickſal. Er iſt Füllſel und Lückenbüßer, aber keine Wirklichkeit.

Schickſal leben heißt ſich ſelber als Einzigkeit und Glied erfüllen. Damit entfällt bereits das Vorſtellungsbild vom Opfer, ein gleichfalls morgenländiſches Bild. Wo geopfert wird, da iſt kein Schickſal. Da herrſcht Zweck und nicht Sinn, denn der, der ſich zu ſeinem inneren Sinn erfüllt, der opfert nicht, auch dann nicht, wenn er ſein Leben hingibt. Es hinzugeben, iſt ihm Erfüllungsſinn; es iſt klein und weſenlos geworden vor dieſem Sinn. Erſt wer ſich ſelbſt erfüllt, geht ganz in ſein Schickſal, d. h. in ſeine göttliche Notwendigkeit des Lebens ein. Wo iſt da noch Platz für Opfer? Alles Opfer ſetzt ein „für“, alſo einen Zweck voraus. Wie aber, wenn dies „für“ in unſerem eigenen Weſen liegt, weil die Gottheit nicht mehr außer dieſem Weſen ſondern als ihre innere Wirklichkeit geglaubt wird? Da ſtirbt der Zweck im Sinn und das Opfer in der Erfüllung.

Ebenſo mißverſtändlich iſt der Begriff des Heldentums. Heldiſch ſoll furchtlos kämpferiſch bis zum Einſatz des Lebens bedeuten. Heroismus wird ſogar gemeinhin als eine Form des Widerſpruchs zum Schickſal aufgefaßt. Der heldiſche Menſch „bietet dem Schickſal Trotz“, er „fordert es heraus“. Er ſteht alſo gewiſſermaßen mit ſeinem eigenen Menſchen außerhalb des Schickſals, das damit zum Fatum wird, zu einer Macht in ſich, der man überhaupt erſt trotzen kann. Hier betont ſich der Wille zu ſeiner höchſten kämpferiſchen Steigerung, man möchte ſagen, faſt bis zum Frevel, bis zur Schickſalsleugnung, und es fehlt die tiefe innere Ergriffenheit, die erſt das Schickſal als die Stimme, als das Walten der Gottheit erlebbar werden läßt.

Schickſalsgläubig iſt allein der tragiſche Menſch, d. h. der, in dem ſich heldiſches und leidendes Erleben zur inneren Einheit binden. Der tragiſche Menſch ſteht eben aufrecht und gerade zu dem, was er an Leid ſchuf oder ſelbſt erlitt. Er iſt ergriffen und kämpferiſch zugleich. Das Heldiſche iſt damit nur ein Teil des Tragiſchen. Tragik umfaßt ſie beide, das Leid und den Kampf, die Ergriffenheit und die mannhaft adelige Haltung.

Tun und Erleiden, und zwar Tun aus dem Erleiden, Wollen und Müſſen, aus dem Müſſen, Einzigkeit und Gemeinſchaft, Freiheit und Notwendigkeit, d. h. in ſich frei gewordene Notwendigkeit, — erſt das iſt Schickſal als lebendiger Glaube einer lebendig aus der Gottheit gelebten Wirklichkeit.

Bergen b. Traunſtein Jorg Lampe

Glaube und Offenbarung

Man iſt innerhalb des Chriſtentums ſeit ſeinem Beſtehen unerſchütterlich der Meinung, daß nur der Glaube an die Offenbarung religiöſe, d. h. gottverbindende Kräfte im Menſchen auslöſe. Man behauptet, daß dieſe Offenbarung das Wertvollſte darſtelle, deſſen das Menſchengeſchlecht bedarf und glaubt ſich deshalb berechtigt, alles zur Verbreitung dieſer Offenbarung zu tun. Deshalb vor allem miſſioniert die Kirche, deshalb hält ſie ſich berechtigt und berufen zur höchſten, weltlichen Macht. Wir wiſſen, die Kirche hat für ihr Wirken auch andere, ſehr unreligiöſe, ſehr kleinmenſchliche Beweggründe, aber uns geht es heute um ihre religiöſe Befähigung, um ihre religiöſe Quelle, um ihre Offenbarung.

Was iſt eine Offenbarung? Nach chriſtlicher Auffaſſung das mit den äußeren Sinnen wahrnehmbare Eintreten Gottes in den Raum und die Zeit, in die Welt. Die Evangelien nun berichten von ſolch einem Eintreten Gottes in die Welt, und deshalb ſoll die geſamte Menſchheit verpflichtet ſein, fortan nur noch dieſen von den Evangeliſten geſehenen und gehörten Gott zu bekennen.

Was aber iſt Glaube, in unſerem germaniſch-deutſchen Raum vornehmlich? Das Fürwahrhalten eines von Menſchen berichteten Geſchehens etwa? Mit nichten! Glaube iſt hier vielmehr eine innere Gottesgewißheit, die keines äußeren Beweiſes bedarf, weil ſie aus der unmittelbaren Verbindung mit Gott zu leben und zu bekennen imſtande iſt.

Wir erkennen alſo in der deutlichen Offenbarung und im germaniſch-deutſchen Glauben zwei Gegenſätze, die ſich nicht miteinander vereinigen laſſen. In der chriſtlichen Offenbarung tritt uns Gott als ein „Du“ entgegen, dem wir uns als Menſch nie mehr vereinigen können. Wir können dieſem geoffenbarten Gott wohl nach leben, wie es ja auch das Chriſtentum fordert, aber wir können nicht in ihm leben, wie es der Glaube bedingt. Die chriſtliche Offenbarung ſtößt den Menſchen heraus aus ſeiner unmittelbaren Gottesverbundenheit und ſtellt ihn hinein in eine gottverlaſſene Welt als gottverlaſſenes Geſchöpf. Der geoffenbarte Gott iſt dem Menſchen ein Gegenſtand ſeines Wiſſens, aber nicht der Urgrund ſeines Glaubens. Wiſſen um Gott, das iſt der Triumph des im Geiſt der Offenbarung wirkenden Chriſtentums und der im Geiſt der Offenbarung erzogene Menſch iſt berauſcht von der Gewalt ſeines theologiſchen Wiſſens. Man hat Gott geſehen und gehört, was ſollte da dem Menſchen noch verborgen bleiben? Dieſe Selbſtherrlichkeit, dieſe Vergötzung des Gotterkennens beherrſcht das Abendland ſeit dem Einbruch des Chriſtentums. Losgelöſt aus dem mütterlichen Urgrunde ſeines Glaubens iſt der Offenbarungsmenſch. Er weiß, Gültiges von Gott will er wiſſen, das heißt für ihn ſehen und hören. Die Offenbarung iſt ihm heute längſt nicht mehr Gottgewißheit, denn was vor zweitauſend Jahren geſchehen ſein ſoll, das kann der Nachgeborene eben nicht mehr „wiſſen“ im Sinne von offenbaren, von ſehen und hören! Das kann er aber auch nicht „glauben“ in jenem tiefen, gottverbundenen Sinne, denn glauben heißt nicht ein in der Welt Geſchehenes und von Menſchen Berichtetes für wahr halten, ſondern Glauben heißt ungeachtet unſerer äußeren Wahrnehmungen, ſich in Gott verankert fühlen. Hier zeigt ſich, daß ein Glaube an die Offenbarung, wie ihn die Kirche fordert, jedenfalls gar kein Glaube in einem für alle Menſchen verbindlichen Sinne iſt!

Hat ſich mit dem Durchbruch des Chriſtentums im Abendland eine Wandlung vom Glauben zum theologiſchen Wiſſen, von der Myſtik zur Offenbarungsgläubigkeit vollzogen, ſo beginnt ſich heute eine Wandlung vom theologiſchen Wiſſen zum gottunmittelbaren Glauben zu vollziehen. Denn der von der Sucht nach Gottwiſſen unbefriedigte Menſch ſieht ſich von der Autorität dieſes Wiſſens betrogen und drängt heim zu ſich ſelbſt. An dieſer Einkehr bei ſich ſelbſt aber geht die Bedeutung einer Offenbarung zugrunde, ob wir das wünſchen oder nicht. Denn Gott nicht aus dem Raume und der Zeit, ſondern aus der Tiefe des eigenen Urgrundes erleben, iſt Myſtik.

Es wäre aber irrig, wollte man eine ſolche Wandlung von der Offenbarung zur Myſtik oder umgekehrt irgend einer „weltlichen“ Macht zur Laſt legen. Das hieße die Allgegenwart Gottes leugnen. Das Chriſtentum iſt unzweifelhaft die religiöſe Parallele zu einer Zeit, in der nicht aus der Tiefe erlebt, ſondern alles begriffen wird, in der man nichts glaubt, weil man alles „weiß“. Heute bricht eine neue Zeit an, die nicht den Himmel ſucht mit all ſeinen lebensfremden theologiſchen Sätzen, ſondern die Erde, die warme, mütterliche Erde.

Die Offenbarung, die das theologiſche Wiſſen zum Heilsdogma erhob und den Glauben, das myſtiſche Gotteserlebnis als „primitiv“ verdrängte, dieſe Offenbarung wird heute erneut von der Kraft des Glaubens durchſtoßen und der ihren Grenzen entfliehende Menſch findet ſich beſeligt wieder in der Unendlichkeit eines unmittelbaren Gotteserlebniſſes.

Schweinfurt Barbara Groh

Ulrich von Hutten

Wir bringen im folgenden drei Szenen aus dem 2. Akt des „Ulrich von Hutten“ betitelten Freiheitsdramas (Drei-Masken-Verlag) unſeres Mitarbeiters Kurt Eggers-Stuttgart mit deſſen Erlaubnis zum Abdruck.
H G

6. Szene:

Hutten: Seid mir gegrüßt, Pater. Setzt euch zu uns. Ihr werdet nichts dagegen haben, daß Crotus bei mir iſt.

Pater Innocenz: Gewiß nicht. (Nach kurzem Zögern): Es iſt viele Jahre her, Ulrich, daß ich Euch das letztemal ſah. Ihr wart noch klein und wurdet damals nach Fulda ins Kloſter gegeben.

Hutten (winkt ab): Seid Ihr gekommen, Pater Innocenz, um mir meine wenig ſchönen Jugenderinnerungen wieder zu wecken?

Pater Innocenz: Nicht deswegen habe ich den Weg zu Euch gemacht, Ulrich. Ich habe Euern Weg mit größerer Anteilnahme verfolgt, als Ihr es denken möget.

Hutten: Ich wüßte nicht, wie ich Eure Anteilnahme verdient hätte. Euresgleichen haben bisher wenig Freude an mir gehabt. Auch die Zukunft ſoll mich niemals als Römling ſehen, Pater Innocenz.

Pater Innocenz: Ihr verkennt mich, Ulrich. Nicht als Römling komme ich zu Euch. Ganz andres wollte ich von Euch erfahren ... Saht Ihr in den Oktobertagen den Luther in Augsburg?

Hutten: Ich hab ihn nicht geſehen, Pater. Hatte auch kein Verlangen danach.

Pater Innocenz (enttäuſcht): Ihr ſeid doch ſo ſcharf gegen Roms Legaten Cajetan ins Zeug gegangen. Da nahm ich an, Ihr ſeid gleich mir ein Parteigänger des Wittenbergers.

Hutten: Ihr, Pater, ſeid ein Anhänger jenes Mönches Luther?

Pater Innocenz: Vom Augenblicke an, da er die Theſen an das Tor der Kirche ſchlug, war ich ſein Mann. Ich habe ihm geſchrieben, und er hat’s nicht verſchmäht, mir darauf zu antworten. Viel Tauſende ſehen in Luther den deutſchen Helden, der unſer Volk vom Zwange Roms befreit.

Hutten: Ich muß Euch geſtehen, Pater, daß ich in der Sache des Wittenbergers nichts anderes ſehen kann, als widerliches Mönchsgezänk. Den Kardinal Cajetan habe ich mir hergenommen, weil mich die Aufgeblaſenheit dieſes quakenden Froſches ärgerte.

Crotus: Letztlich ſind es doch alles Pfaffen. Und wenn ſich einer noch ſo ſehr als Rebell gebärdet, ſo kommt er doch aus ſeiner Pfaffenhaut niemals heraus.

Pater Innocenz: Ihr ſeht den Luther zu klein an. Er iſt kein Pfaffe, ſondern ein Deutſcher, der ſeinen Deutſchen dienen will. Genau wie Ihr, ſo iſt auch er ein Feind des Papſtes zu Rom. Sein Kampf geht für die Freiheit des Glaubens und die Reinheit der Lehre.

Hutten: Glaubt der Luther, daß durch die Freiheit des Glaubens die deutſche Nation mächtig und groß wird? Glaubt er, daß durch die Reinheit der Lehre die Ränke Roms gebrochen werden?

Pater Innocenz: Er glaubt es und wir alle, die wir zu ihm halten. Deutſchland wird frei ſein, wenn im letzten deutſchen Dorf das heilige Evangelium in deutſcher Sprache verkündet wird, wenn auch das kleinſte Kindlein ſein deutſches Sprüchlein ſtammelt und damit vor Gott dem Herrn auch ohne Prieſterwort Erhörung findet.

Hutten: Ich glaube nicht, daß ohne Kampf der Waffen Deutſchland eine freie Nation werden kann, Pater. Mit tauſend kampferprobten und entflammten Kriegern will ich Deutſchland ſchneller und gründlicher in einem Jahre befreien, als es zehntauſend deutſche Pfaffen mit ihrem neuen Glauben in hundert Jahren tun können.

Crotus: Will denn der Luther eine neue Kirche, Pater?

Pater Innocenz: Er will zunächſt die Kirche reinigen. Ich ſelber zweifle dran, daß es ihm gelingen wird. Rom wird ſich von einem deutſchen Mönch nichts ſagen laſſen. Erſt wenn alle friedlichen Verſuche geſcheitert ſind, wird Luther den letzten Trennungsſtrich zwiſchen Deutſchland und Rom ziehen.

Crotus: Wenns Kirche gegen Kirche geht, bin ich doch lieber noch Papiſt als ein Mann Luthers. Die alte Dunkelmännerei wird einer neuen weichen, dünkt mich. Allenfalls wird es ein wirres Durcheinander geben.

Hutten: Das Durcheinander wäre nicht einmal ſo ſchlimm, wenn man daraus die neue Ordnung ſchaffen könnte. Die aber kommt alleine aus dem Schwert, und wohl ihr, wenn ſich ihm der Geiſt verbindet. Wenn ſich der Luther zum offenen Kampf bekennen könnte, möchte es wohl ſein, daß ich ihm folgte. Ans Evangelium ohne Schwert vermag ich nicht zu glauben.

Pater Innocenz: Deswegen wäre es mir lieb geweſen, Ihr hättet in Augsburg den Doktor Luther ſelbſt geſprochen, Ulrich. Von Mann zu Mann verſtändigt es ſich beſſer als durch gedruckte Bücher und papierne Reden. Ich ſelber würde Tag und Stunde ſegnen, da ſich Luthers Reform mit Eurem Kampf verbindet, Hutten.

Crotus: Will denn der Luther überhaupt den deutſchen Kampf, Pater?

Pater Innocenz: Ein Blutvergießen um des Evangeliums willen iſt ihm verhaßt, wie er auch jeden Zwang der Lehre, alles was das Gewiſſen bedrückt, ablehnt. Auch Eure Schmähſchrift wider die Dunkelmänner hat ihn verletzt, weil zuviel Verſtöße gegen die chriſtliche Lehre ſelbſt darin enthalten ſind.

Crotus: Euer Doktor Luther ſelbſt ſpricht grade nicht gehobelt, Pater.

Pater Innocenz: Wenns um die Sache geht, kennt er keine Schranken. Aber er will nicht, daß mit dem Unkraut auch der Weizen ausgeriſſen werde.

Hutten (nachdenklich): Wenn ein Feld ſoweit verunkrautet iſt, daß man den Weizen nicht erkennen kann, dann iſt es beſſer, das ganze Feld umzupflügen und neu zu beſäen. Soweit es den Kampf gegen den Papſt zu Rom gilt, könnte ich bei Luther ſtehen, Pater. Beim Kampf um Deutſchlands Freiheit aber trennen ſich unſre Wege.

Pater: Zieht Ihr dem ungewiſſen Kampf nicht eine friedliche Entwicklung vor, Ulrich? Seid Ihr ſo hemmungslos und ſtürmiſch, daß Ihr nicht warten könnt, bis Euch die Früchte eines unblutigen Sieges in den Schoß fallen?

Hutten: Bei andern Dingen könnte ich's vielleicht, wenn auch nur widerwillig! Wenns aber um das Leben der Nation geht, darf man nicht zaudern und abwarten. Da muß man handeln, eh' der Tag ſich neigt, weil es ſchon am nächſten Morgen zu ſpät ſein könnte, Pater Innocenz.

Crotus: Mir kommt es faſt ſo vor, als wenn durch dieſe Pfaffenſtreitigkeiten der wahre deutſche Kampf verzögert würde. Deutſchland ſchwächt ſich wieder im innern Kampfe, anſtatt zunächſt geſchloſſen gegen äußere Feinde ins Feld zu rücken. Dem Luther würde ich niemals Gefolgſchaftsdienſte leiſten, ſo wenig ich fürs Evangelium kämpfen könnte.

Hutten: Geb es Gott, daß nicht der Kampf ums Evangelium die ganze deutſche Kraft in Anſpruch nimmt. Die Gefahren, die Deutſchlands Leben drohen, waren nie ſo groß wie jetzt, niemals aber waren auch die Ausſichten auf Sieg ſo günſtig.

Pater Innocenz: Gibt’s denn etwas, was wichtiger wäre als das Evangelium?

Hutten: Eine ſolche Frage können eben nur Pfaffen ſtellen und Menſchen, die ſich eine Welt abſeits von der Wirklichkeit gezimmert haben. Menſchen, deren Herz den großen Nöten ihrer Zeit verſchloſſen bleibt. Es könnte wohl ein Menſch der beſte Chriſt ſein und dabei der ſchlechteſte Deutſche, und umgekehrt könnte der ſchlechteſte Chriſt der beſte Deutſche ſein. Die Nation wird ſich den beſten Deutſchen wählen, Pater. Den erſten Platz im Denken eines deutſchen Mannes hat das Volk.

Pater Innocenz: Und wenn das Volk ſich zwiſchen Euch und Gott im Himmel ſtellen wollte?

Hutten: Wenn es das wirklich täte, dann würde ich mich ohne Zaudern dem Volk verſchreiben und dann getroſt zum Teufel gehen.

Pater Innocenz: Hutten, Hutten, läſtert nicht. Denkt an Euer Seelenheil. Der Herr hat Euch mit Eurem Leiden ſchon genug geſtraft.

Hutten: Es iſt mein Ernſt, was ich geſagt habe, Pater.

Pater Innocenz: Dann ſei Gott Euch gnädig.

Crotus: Mich ſoll’s wundern, wenn Nation und Evangelium ſich jemals völlig einten.

7. Szene:

(Man hört aus der Ferne die Totenglocken mehrerer Kirchen läuten. Vom Hofe her ertönt Rufen. Die drei in der Halle horchen auf. Huttens Vater erſcheint mit einem Knappen in der Halle.)

Huttens Vater: Die Totenglocken läuten überall. Es muß ein Großer in Deutſchland geſtorben ſein.

Crotus: Was iſt ſchon dabei, wenn einer ſtirbt! (Es pocht an das Tor der Halle.)

Huttens Vater (zum Knappen): Geh hin und öffne.

(Der Knappe öffnet das Tor. Ein Ritter tritt in die Halle und grüßt.)

Der Ritter: Ich bringe Euch traurige Kunde: Deutſchlands Kaiſer Maximilian iſt zu Wels in Öſterreich geſtorben! In der kaiſerlichen Reichsſtadt Stuttgart findet in zwölf Tagen die Totenfeier ſtatt, zu der die Ritterſchaft geladen wird!

10. Szene:

(Huttens Vater nimmt am Tiſche Platz. Der Knappe zieht ſich zurück.)

Huttens Vater: Ich fürchte, es wird in der kaiſerloſen Zeit ein Brand ausbrechen in Deutſchland, wie ihn die Geſchichte lange nicht erlebt hat. Schon zu Maximilians Lebzeiten ſchwelte es, und nur mit großer Mühe wurden helle Flammen unterdrückt.

Hutten: Vater, und wenn es das Feuer der Freiheit wäre? Ich wäre der erſte, der Gott um einen Sturm vom Himmel bäte!

Crotus: Wehe aber, wenn das Feuer zu gewaltig wird, wenn es ein Schadenfeuer wird.

Hutten: Und wenn es uns ſelbſt verzehrte, würde ich das Feuer dankbar preiſen. Was ſchadet es, wenn wir unter den Trümmern einer zuſammenſtürzenden Welt begraben werden, wenn nur aus unſern toten Leibern das große Neue wächſt.

Pater Innocenz: Weit ſchöner wäre es, Ulrich, wenn wir den Anbruch einer neuen Zeit geſtaltend miterlebten. Der Kaiſer Maximilian war Neuerungen, die die Geruhſamkeit des Reichs erſchüttern konnten, ſtets abhold, drum mochte er den Doktor Luther nicht und war ein treuer Knecht des Papſtes zu Rom. Wenn es der Himmel wohlmeint mit unſerm deutſchen Land, ſchenkt er uns einen Kaiſer, der feſten Sinnes und heißen Herzens iſt, und der die Zeichen unſrer Zeit zu deuten weiß, daß er ein Förderer und Schirmherr unſrer neuen reinen Lehre ſei.

Crotus: Kein Kaiſer, deſſen Lande ſich über Deutſchlands Grenzen hin erſtrecken, wird um der Deutſchen und um einer neuen Lehre willen den Kampf mit Rom je auf ſich nehmen.

Hutten: Es ſei denn, daß er ſich von ſeinen andern Landen trennte.

Huttens Vater: Das wäre ein ſo großer Verluſt der kaiſerlichen Macht, daß ihn kein Herrſcher tragen könnte. Zudem würde ſich unter Führung Roms die ganze Welt gegen einen ſolchen deutſchen Kaiſer erheben. Dann aber fürchte ich um den Beſtand der Nation, und darum wünſchte ich, daß alles bliebe, wie es bis jetzt geweſen iſt.

Hutten: Vater, Du ſiehſt zu ſchwarz in Deutſchlands Zukunft. Und wenn ſich, wie Du ſagſt, die ganze Welt gegen Deutſchland kehrte, ſo glaube ich doch letztlich an den deutſchen Sieg. Wer hat denn auf dem ganzen Erdenrund jemals einen über die deutſche Nation davongetragen! Auch wenn wir Deutſchen blutend am Boden lagen, waren wir unter Wunden ſtärker als die Sieger!

Die fremden Völker um des Kaiſers Thron ſind doch nur Steine auf dem deutſchen Wege, Vater. Deutſchland muß wagen, das iſt alles! Und wenn kein Kaiſer dieſen Kampf anführt, muß einer aus des Volkes Mitte hervortreten und die Freiheitsfahne entfalten.

Pater Innocenz: Und dieſe Freiheitsfahne, von der Ihr ſprecht, Ulrich, ſoll das Zeichen des Kreuzes, des deutſchen Evangeliums tragen.

Crotus (ſpottend): Was Ihr nur ſtändig mit dem Evangelium habt, Pater. Ich kann und will dem Luther nicht trauen. Glaubt mir, ich kenne ihn beſſer als Ihr.

Hutten: Streitet doch um Namen und Männer. Nicht, wer die Fahne trägt, entſcheidet, ſondern allein, daß ſie weht und vorwärtsgetragen wird. Müſſen wir Deutſchen denn ſtändig auf das Kleid ſehen ſtatt aufs Herz!

Pater Innocenz: Ich danke Euch, Ulrich.

Crotus (ſpottend): Ei, ſieh da, der Hutten und der Pfaffe, fürwahr ein ſeltenes Bild.

Hutten: Ich geh mit jedem, der für Deutſchland kämpfen will. Wenn wir Deutſchen uns gegenſeitig nicht mehr achten wollen, dann hat Rom einſt leichtes Spiel, Unfrieden zu ſäen.

Huttens Vater: Stellſt Du Dich gegen den Papſt zu Rom, Ulrich, biſt Du des Lebens und der Freiheit nicht mehr ſicher.

Hutten: Wenn ich auch nicht des Lebens ſicher bin, ſo bin ich doch des Siegs gewiß.

Pater Innocenz: So ſtreicht Ihr manche Schuld aus Eurem wilden Leben, Ulrich.

Crotus (ſpottend): Es riecht hier verteufelt nach Beichte und Ablaß, Ulrich Hutten! Vielleicht wirſt Du noch einſtmals Biſchof in der neuen Lehre.

Hutten (abwehrend): In dieſer Stunde habe ich nicht den Sinn, Deinem Spott zu wehren, Crotus.

Huttens Vater: Was willſt Du tun in dieſen Zeiten, Ulrich, da die Vernünftigen im Lande der Dinge, die kommen werden, harren, um dann zu günſtiger Stunde ihre Ziele zu erreichen?

Hutten: Die „Vernünftigen“, Vater, ſind die ewig Unentſchiedenen. Sie ſind nur Staub, der mit ſeiner Wolke auf das Wehen des Windes weiſt. Ich will nicht Staub ſein, ſondern Wind, nicht Wolke, ſondern Wetter. Ich will hervortreten, ganz wie ich bin, und in das Radwerk der Geſchichte greifen.

Crotus: Sieh zu, daß Du nicht ſelbſt zermahlen wirſt.

Pater: Gott braucht Euch für ſein Evangelium, Ulrich.

Huttens Vater: Wohin Du auch gehen magſt, denk an unſer Wappenſchild und Deine Ehre. Am Wege, den Du gehen mußt, will ich Dich nicht hindern.

Hutten: Ich kann Deutſchland nicht geknechtet ſehen, Vater. Seine Ehre iſt meine Ehre, und ſeine Schmach iſt meine Schmach.

Huttens Vater (ſtreckt ſeinem Sohn die Hand hin): Ich hoffe nur, daß Deutſchland es Dir danken wird. Eins aber wird mir auch die ſchwerſte Fügung in der Zukunft leichter machen: die Gewißheit, daß Du ein Sohn biſt, den ein Vater lieben darf.

Hutten: Ich danke Dir, mein Vater.

Huttens Vater (verſucht die Rührung zu unterdrücken): Wann willſt Du die Steckelburg verlaſſen?

Hutten: In zwei Tagen, Vater.

Das Chriſtusbild im politiſchen Zeitenwandel

Von einem ehemaligen römiſchen Kirchenbeamten

Es muß zu denken geben, daß alle möglichen, untereinander noch ſo gegenſätzlichen Einzelcharaktere und Menſchenraſſen ſich auf Worte und Seelenhaltungen Jeſu Chriſti berufen können. Ob Weltbejaher oder Weltverächter, Aktiviſten oder Quietiſten, Militariſten oder Pazifiſten, Nationaliſten oder Kosmopoliten, Antiſemiten oder Semiten und Philoſemiten, ob Orientalen oder Germanen, ſie alle greifen bei Gelegenheit die ihnen zuſagenden Charakterzüge, Lehren und Lebenshaltungen, wie ſie die Evangelien von Chriſtus berichten, heraus und können ſich ſo ihr ihnen entſprechendes Chriſtusbild zurechtformen.

Dieſe complexio oppositorum, wie ein theologiſcher Fachausdruck lautet, d. h. die Tatſache, daß Chriſtus ſelbſt große Gegenſätze in ſich vereinigte, die Vielgeſtaltigkeit des Charakterbildes Chriſti und Chriſti Lebensgrundſatz, „allen alles zu werden“, wird beſonders ſeit Paulus von den chriſtlichen Kirchen als das Große und „Katholiſche“, als das Übermenſchliche und Übervölkiſche an Chriſtus gerühmt.

Der germaniſche Menſch jedoch kann in einem Charaktermoſaik nicht Vorzug und Vorbild ſehen; er liebt und wünſcht in Charakterhaltung und Weltanſchauung nicht Vielſeitigkeit, Vieldeutbarkeit und darum Zwieſpältigkeit, ſondern Eindeutigkeit und Klarheit.

Der Vieldeutbarkeit der Geſtalt Chriſti entſpricht die Wandelbarkeit und Anpaſſungsfähigkeit der chriſtlichen Kirchen in Politik, Miſſionstätigkeit und Seelſorge. Das meinte wohl ein bekannter Kulturpolitiker unſerer Zeit, wenn er ſagte, daß „im Welttheater niemand ſo klug und ſchnell wie die chriſtlichen Kirchen es verſtehe, Kuliſſen zu ſchieben, Scheinwerfer zu bedienen, Spieler in den verſchiedenſten Rollen auftreten zu laſſen“.

Ein Beweis hiefür iſt die verſchiedenartige Darſtellung des Chriſtusbildes durch die chriſtliche Propaganda in den verſchiedenen Zeiten und Zonen. In den germaniſchen Ländern wurde das Chriſtentum weithin mit einem völlig einſeitigen, für die Germanen zurechtfriſierten, darum falſchem Chriſtusbild eingeſchmuggelt und ſo lebensfähig gemacht. Im „Heliand" wurde von einem Mönch eine germaniſch-heldiſche, dem Orient und Evangelium fremde Chriſtusauffaſſung geſchaffen, weil die Germanen keinen Geſchmack finden konnten an dem demütig-ſchwächlichen „Lamm" Gottes, das ſich geduldig zur Schlachtbank führen läßt. Chriſtus wird im „Heliand" Volkskönig, die Jünger werden ſeine kühnen Degen, die Bergpredigt wird zu einer Königsrede an das verſammelte Lehensgefolge, die Hochzeit zu Kana zu einem fröhlichen deutſchen Gelage und viel dergleichen mehr. Völlig unbibliſch werden die heiligen Perſonen in eine ariſtokratiſch-nordiſche Sphäre gehoben; Chriſtus reitet nicht auf einem Eſel, ſondern auf einem Pferd in Jeruſalem ein; die Feindesliebe, den Germanen völlig unverſtändlich, wird umgebogen in Ritterlichkeit, das orientaliſche Erbſündegefühl wird umgedeutet in menſchliches Schuldgefühl, die Stelle der Schrift vom Hinhalten der linken Backe nach einem Schlag auf die rechte wird weggelaſſen, ebenſo wie beim Ölbergsleiden die Bitte des Herrn fehlt, den Kelch vorübergehen zu laſſen, und vieles mehr. Der Dichter, einer der vielen chriſtlichen Prediger der damaligen Zeit, ſucht einen Weg, um die zum großen Teil unverſtändliche Lehre den Germanen nahezubringen. Das Naturgefühl, das Recht des Irdiſchen, das menſchliche Gefühl, der Gefolgſchaftsgedanke, die Betonung der Perſönlichkeit, der Ehre und der Treue gehören zur germaniſchen Lebensauffaſſung, ſind dem Orientalen und dem Evangelium in dieſer Art fremd; der Dichter des „Heliand" aber führt ſie ein in ſeine Miſſionspredigt und ſo iſt es gelungen, verhältnismäßig ſchnell, wenn auch nicht ſchmerzlos, die nordiſchen Stämme dieſem Chriſtentum einzugliedern.

In der Folgezeit konnte dann Winfried, der ſeinen angelſächſiſchen Namen in „Bonifatius" verrömerte, die deutſchen Stämme mit einer ſtraffen Bistumsorganiſation an Rom ketten und dann konnten die römiſchen Prieſter und Miſſionare, beſonders aber die religiöſen Orden des Mittelalters, die faſt alle aus dem römiſch-orientaliſchen Kulturkreis kamen, dem deutſchen Volk mehr und mehr die ihm fremden, ja widernatürlichen Züge im Charakterbild Chriſti aufzeigen und aufdrücken. Symbol des Chriſtentums auch in germaniſchen Ländern wurde das Lamm. Die paſſiven Tugenden und die mittelmeerländiſchen Frömmigkeitsideale traten in den Mittelpunkt der chriſtlichen Lehre. Da die Germanen von Haus aus wenig Gefühl für eine Erbſchuld des Menſchenweſens mitbrachten und eher geneigt waren, ihr Ethos heroiſcher Selbſthilfe auch Gott gegenüber in Anwendung zu bringen, da ſie alſo keinen rechten Zugang zum chriſtlichen Zentraldogma von Fremderlöſung und Gnade fanden, traten dieſe chriſtlichen Lehren in der erſten Miſſionswelle in den Hintergrund und erſt langſam wurden in der Folgezeit die religiöſen und ethiſchen Grundauffaſſungen des germaniſchen Menſchen damit überfremdet.

In den großen Zeiten der deutſchen Geſchichte, in denen der kämpferiſche Grundcharakter des Deutſchen die lähmenden Feſſeln der demütig-ſentimentalen Lehre ſprengte, holte der deutſche Menſch ſich immer wieder Kraft in dem deutſch gedeuteten, aber einſeitig, ja falſch geſehenen Chriſtusbild.

Auch in den ſchweren innerpolitiſchen Kämpfen der letzten Jahre haben z. B. deutſche chriſtliche Prieſter in beſter Abſicht und aus innerſter Überzeugung verſucht, die chriſtlichen Deutſchen einzugliedern in die nationale Erhebung mit dem Hinweis auf Chriſtus, der eine ausgeſprochene „Kämpfernatur“ geweſen ſei. Im Geiſt des „Heliand“ wurde da und dort den Deutſchen wieder gepredigt. Doch nunmehr war dieſer Hinweis in den Augen Roms und ſeiner hohen Beamten eine Ketzerei. Es waren mittlerweile 1000 Jahre römiſches Chriſtentum über deutſches Land hinweggegangen und ſo konnte gegen die germaniſch-heldiſche Chriſtusauffaſſung deutſcher Prieſter ein römiſcher Kardinal aufſtehen und Deutſchen Chriſten das mittelmeerländiſche Chriſtusbild aufzwingen. In einem Faſtenhirtenbrief Kardinal Faulhabers von München, 1931, heißt es:

> Es gibt heute noch ſolche Namenschriſten, die ſich den Erlöſer der Welt nur als ſtürmenden Tatmenſchen, nicht als demütigen Leidensmann vorſtellen können. Es gibt heute noch Bekenner des chriſtlichen Namens, die an dem ſchweigenden duldenden Gotteslamm und ſeinem Kreuz Anſtoß nehmen. Einige haben ſogar das Chriſtusbild der Evangelien ſo verzerrt und verläſtert, daß ſie Chriſtus eine Kampfnatur nannten ... an dieſer Frage können wir unſer Gewiſſen erforſchen, ob wir überhaupt noch chriſtlich denken, können wir auch jede neue Weltanſchauung prüfen, ob ſie Chriſtentum oder Heidentum ſei.

Dem, der ſo ſchrieb, kam es nicht zum Bewußtſein, daß es nicht um die Alternative: Chriſtentum oder Heidentum, ſondern um die Alternative: orientaliſche oder germaniſche Auffaſſung ging. Das war im Jahre 1931, als das römiſche Chriſtentum in der politiſchen Geſtalt des Zentrums auf dem Höhepunkt ſeiner Macht in Deutſchland war.

Dann kam der Sieg der nationalſozialiſtiſchen Revolution, der Sieg des heldiſchen deutſchen Charakters. Und ſchon hatten viele kirchlichen Politiker nichts Eiligeres zu tun als dem erwachten deutſchen Volk in Predigten, Aufſätzen und Broſchüren das Chriſtentum wieder ſchmackhaft zu machen durch das Aufzeigen des heldiſchen Chriſtusideals. Die „Junge Front“, das Organ der katholiſchen Jugend Deutſchlands, ſchrieb:

Wir müſſen heute unbedingt erreichen, daß man Chriſtus in den Kreiſen der Jugend nicht ſentimental-ſchwächlich ſieht. — Chriſtus der Held iſt die vollſte Antwort auf das ungeſtüme Drängen der Jugend nach Heldentum.

Nun kann aber die deutſche Jugend und der deutſche Menſch denen nicht mehr glauben, denen Chriſtus nur eine Figur iſt, die ſie im politiſchen Kampf je nach Bedarf einkleiden in das Gewand des Kämpfers und Helden oder des Dulders und demütigen Gotteslammes (wie es in den Evangelien erſcheint). Darüber hinaus kann aber den Deutſchen nur ein eindeutiger Charakter Idealbild ſein. Vielſeitigkeit und Vielgeſtaltigkeit iſt erſtrebenswert auf dem Gebiet des Geiſtes, des Wiſſens und Könnens, nimmermehr aber auf dem Gebiet des Charakters und der Lebenshaltung. Die Charakterwerte eines Menſchen und eines Volkes ſind nur dann gut, wenn ſie eindeutig und klar, in ſich geſchloſſen und artgemäß ſind. Darum mußte ſich die Deutſche Glaubensbewegung durchringen zu der Erkenntnis, daß das vielgeſtaltige und vieldeutbare Chriſtusbild nicht in der Lage iſt, dem deutſchen Menſchen die einheitliche, geſchloſſene und artgemäße Charakterbildung zu vermitteln.

* * *

Ein Prieſter ſprach zu mir: „Und wenn du deutſchen Glaubens biſt, ſo biſt du ohne Herz.“ Ich horchte tief in mich hinein. Was weißt du Prieſter denn von mir und meinem glühend deutſchen Herzen, vom Pulsſchlag, der nur „Deutſchland, Deutſchland“ hämmert! Was weißt du Prieſter denn von meinem deutſchen Bauernblut, das dieſes Herz durchflutet! Als hätt' er über mich und meine Art zu richten, fügt der Prieſter ſeinen Worten noch hinzu: „Oder dein Herz ſitzt nicht mehr auf der rechten Stelle, dort wo es hingehört“ und ſprach der Worte mehr und viel und ſchmähte dreiſt. Da wurd' es Zeit, daß ich zu meinem lieben kleinen Kinde ging, in ſeine Wiege ſchaute, wo aus den blanken Augen Leben mich umſtrahlte, wo das Blut zu ſingen und das Herz zu klingen begann.

Uns aber ſei dies alles Fanal! Erlebt am 10. 11. 1934.

Mieken Edel

Das Weſen des Selbſt im deutſchen und im indoariſchen Geiſtesleben

Bei der geiſtigen Auseinanderſetzung zwiſchen chriſtlichem und deutſchem Glauben ſpielt die Frage des Verhältniſſes zwiſchen göttlichem und menſchlichem Sein eine entſcheidende Rolle. Der chriſtlichen Lehre von der Erbſünde, von der Erlöſung und vom Gericht mit ihren Konſequenzen für die Bewertung des menſchlichen Seins ſei daher im folgenden die Auffaſſung vom Selbſt gegenübergeſtellt, wie ſie im indogermaniſchen Bereich allen weſentlichen religiöſen Geſtaltungen zugrunde liegt.

Wir verſtehen unter einem deutſchen Glauben die innere Kraftverbundenheit des menſchlichen Selbſt mit der ſchöpferiſchen

Macht, die ſich in aller Wirklichkeit offenbart. Das leiblich-geiſtige Daſein vertiefend und übergreifend faßt dieſes Selbſt als ein im Kern der Perſönlichkeit lebendiges, urſprüngliches Sein die Geſamtheit der ſeeliſch-geiſtigen Kräfte im Menſchen zuſammen, um ſich der letzten Wirklichkeit zu bemächtigen in geiſtigem Ringen, in ſeeliſcher Hingabe, im Bewußtſein der eigenen, in letzter Realität geborgenen Kraft.

Nicht das empiriſch bedingte Ich mit ſeinen wechſelnden Bewußtſeinsinhalten, ſondern das Selbſt als ein Unwandelbares, als ein Aufleuchten und Bewußtwerden letzter Wirklichkeit iſt neben dem göttlichen Selbſt die zentrale Idee eines deutſchen Glaubens, der in neuer Selbſtbeſinnung um den Zugang zum Ewigen ringt. Das Weſen dieſes Selbſt und die Bedeutung ſeiner Erfahrung für das Geſamtſein ſoll an zwei Höhepunkten der indogermaniſchen Geiſtesgeſchichte aufgezeigt werden: an der Lehre Kants vom intelligiblen Ich und an der indoariſchen Lehre vom atman und purusa. Von der deutſchen Myſtik in unmittelbarer Schau erlebt wurde das Selbſt von Kant in ſeiner Lehre vom intelligiblen Ich begrifflich erfaßt und ſo die Brücke vom Glauben zum Wiſſen geſchlagen. Ihre Entſprechung findet dieſe Entwicklung im Indoariſchen, wo im erſten Jahrtauſend vor Chriſtus in der Vedanta — und Samkya Yogaphiloſophie Seele und Geiſt, atman und purusa, die Elemente einer religiös gerichteten Metaphyſik ſind, die aus den Tiefen des innermenſchlichen Seins heraus das Geſamtſein als Urnatur und abſoluten Geiſt in polar geſpannter Alleinheit erſchaute und ins Bewußtſein erhob. Ihren religiöſen Ausdruck hat dieſe Lehre in der Bhagavad-Gita gefunden, in jenem unvergänglichen Geſang des Erhabenen aus dem Mahabharata-Epos, wo auf Grund jenes ſubſtantiellen Kerns der Perſönlichkeit die Probleme um Kampf und Tat, Schuld und Sühne geſtellt und in einer für die indoariſche Seele gültigen, offenbaren Weiſe gelöſt worden ſind *).

Im Indiſchen, wie im Deutſchen ſind Frage und Antwort bei aller Verſchiedenheit der Form dieſelben. Während der indoariſche Geiſt die innere Schau und Erfahrung zum Ausgangspunkt der Erkenntnis nimmt, gelangt Kant auf dem Weg des begrifflichen Denkens, das freilich, wie alles ſchöpferiſche Denken, intuitiver Schau entſpringt, zur Erkenntnis eines intelligiblen Seins, das ſich dem Menſchen im Selbſtbewußtſein offenbart und das in autonomer Freiheit ſein Handeln beſtimmt. In ſeiner „Kritik der reinen Vernunft“ hat Kant in dem Abſchnitt „Über die Möglichkeit der Kauſalität durch Freiheit“ dargetan, daß dem empiriſchen Ich als einer der Natur und ihrer Geſetzmäßigkeit angehörigen Erſcheinung ein An ſich, ein intelligibles, rein geiſti-

---

*) Vgl. „Eine indoariſche Metaphyſik des Kampfes und der Tat“ von Wilhelm Hauer.

ges Ich zugrunde liegen müſſe, das frei vom kauſalen Geſchehen aus ſich ſelbſt exiſtiert, und das im Selbſtbewußtſein Einblick hat in den Weſensgrund des eigenen, wie des Seins überhaupt.

Zu Ende gedacht wurde dieſe Erkenntnis durch Hegel in ſeiner Lehre vom abſoluten Geiſt als der in ſich bewegten, ſich ſelbſt wiſſenden Totalität. Hier ſind das Intelligible und das Empiriſche, das Allgemeine und ſeine Unterſchiede, Denken und Sein dialektiſch begriffen als notwendige Momente am Abſoluten, in dem ſie aufgehoben, d. h. erhalten und doch in ihrer Selbſtändigkeit vernichtet erſcheinen. Es iſt dieſelbe geiſtige Haltung, die im vedantiſtiſchen Monismus zur Lehre vom atman-brahman und damit zu einer der tiefſten religiöſen Geſtaltungen der Menſchheitsgeſchichte geführt hat.

Atman — der Freie, die Perſönlichkeit — durch Individuation aus der Alleinheit hervorgegangen, iſt der Kern des Selbſtes, das bei aller Geſtaltwandlung im Strome des natürlichen Geſchehens dasſelbe bleibt, und das im Selbſtbewußtſein zugleich das Wiſſen des Alls in ſich trägt. Indem atman in allen Weſen ſich ſelbſt wieder erkennt, weitet er ſich zum All und kehrt zu ſeinem Urſprung, zum Weltgeiſt, zu brahman zurück. Iſt er in konzentrativer Verſenkung Eins geworden mit allem Seienden, dann iſt er erhaben über die Vielheit der Dinge und ihre Wirkung auf ihn.

> Hier iſt ein Weltraum innen im Herzen. Da ruht er. Hat Gewalt über alles, iſt Herr über alles. Er iſt das Licht im Herzen, der vom Leid Unabhängige, Unſterbliche, der im Himmel, auf Erden und im Zwiſchenreich des Traumes weilt. Er fliegt, wohin er Luſt hat, der goldige innere Menſch, der einſame Schwan (Brh. Up. IV 11).

In alle Geſchöpfe eingegangen, bleibt er doch ganz Er ſelbſt. Er iſt, wo doch alles vergeht. Wenn hier der Gedanke der Einheit von Gott und Welt, Geiſt und Natur, ſeine reinſte Verwirklichung gefunden hat, ſo kommt in der Samkya-Yoga-Lehre vom purusa der in der Gottheit aufgehobene Unterſchied zwiſchen Natur und Geiſt entſcheidend zur Geltung. Purusa — der Menſch der konzentrierten Kraft, der Weſentliche, in ſich ſelbſt Ruhende — bezeichnet jenes urſprüngliche, vom natürlichen und pſychologiſchen Geſchehen unbeirrbare, geiſtige Sein im Menſchen, um das alles Weltſein kreiſt. Sinn und Aufgabe des Lebens iſt es, dieſes weſentliche Sein in ſich zu verwirklichen. Seine Verflochtenheit mit der Welt, mit den leib-ſeeliſchen Lebensprozeſſen iſt nur das Mittel für dieſes Sein, ſich ſelbſt in ſeinem Andersſein zu erkennen. Gelingt es dem Menſchen, im vertieften Selbſtbewußtſein purusa in ſich zu verwirklichen und zur beherrſchenden Inſtanz der Perſönlichkeit zu erwecken, dann kehrt er als ein Verwandelter, in den Tiefen ſeines Weſens Gefeſtigter ins Leben zurück, um es mit der Kraft ſeines Weſens zu durchdringen; um überall da, wo er Knecht war, Herr zu ſein. Nicht Weltflucht und Entſagung, ſondern die aus innerer Freiheit geborene Tat, die Bereitſchaft zum notwendigen Kampf, die Echtheit und Unbedingtheit des inneren Seins iſt das ethiſche Hochziel, das in der Bhagavad-Gita der Gott dem Helden Arjuna offenbart. Dort ſagt Krſna (11. 17 ff.):

> Ungeboren, beſtändig, ewig, uranfänglich, unvernichtbar, allgegenwärtig, unwandelbar und unergründlich iſt dieſes Sein. Frei vom Tode tötet es nicht. Weder Feuer, Waſſer, Wind noch Waffen ſind ihm gefährlich.

Und in Svet. Upaniſad III. 8—21 findet ſich folgender Hymnus auf den Puruſa:

> Ich kenne dieſen Geiſt, den großen, ſonnenfarbigen, jenſeits des Dunkels. Ein Machthaber fürwahr iſt der Geiſt, er iſt der Förderer des Lichten, iſt Herr über das reine Ziel. Daumengroß wohnt der Geiſt als inneres Selbſt immerdar im Herzen der Menſchen. Mit dem Herzen, durch Andacht kann man ihn ſich zur Anſchauung bringen. Ich kenne Ihn, der nicht altert, den Uralten, das Selbſt von allem, den alldurchdringend allgegenwärtigen, ewigen Geiſt.

Rational nicht faßbar, iſt dieſes Sein durch Innewerden erfahrbar. In Momenten ſchöpferiſcher Schau und meditativer Verſenkung leuchtet es auf, um wieder zurückzuſinken in jenes Dunkel, wo alles Erkennen aufgehoben iſt in letzter, unfaßbarer Wirklichkeit. Der Bewegung in Natur, Gedanke und Gefühl entrückt, ſteht es unbewegt, unbeteiligt, als Zuſchauer — und iſt doch die Quelle all dieſes Seins. Sein Selbſt-Bewußtſein — ohne Inhalt, ohne Entwicklung, blitzartig aufleuchtend und doch unverlierbar — iſt wahres bleibendes Sein, nicht vorübergehende Bewußtſeinsbewegung. Es iſt ein Sein, das in ſich vereinigt Exiſtenz, Geiſt und Seligkeit: sat-cit-ananda. In ſpontaner Selbſtverwirklichung unterbricht es den Strom des natürlichen und pſychologiſchen Geſchehens als ein Lichtwerden des Ewigen — ſo im Schock, beim Sturz in die Tiefe, beim Verluſt eines Nächſten. Es iſt das zweite Ich, das dem Schaffenden, dem Redner, dem Kämpfer, ſeinen Gedanken wie ſeinem Tun, beobachtend gegenüberſteht — fremd, unbeteiligt und doch ſein eigenes Selbſt. Es iſt die Quelle der Diſtanz, die der Künſtler braucht, um vom Erlebnis zu deſſen Geſtaltung zu gelangen, und es iſt das Organ wahren künſtleriſchen Verſtehens, in dem die Ergriffenheit nur Stufe, das klare, reine Schauen Erfüllung bedeutet. Alles Große, Gelöſte iſt dies dadurch, daß es von jenem weſentlichen Sein berührt worden iſt.

Mit innerer Notwendigkeit führt dieſe Haltung zu der Glaubensgewißheit, durch dieſes Selbſt Teil zu haben an der ewigen Kraft, die alles trägt und durchdringt.

Im Gefühl der Verbundenheit und Geborgenheit in letzter Wirklichkeit öffnet ſich das Selbſt der lebendigen Macht und läßt ſie eingehen in ſein Denken und Tun. Von ihr erfüllt und geführt iſt es im Handeln ganz auf die Sache ſelbſt, auf ihre Wahrheit gerichtet. Ohne Rückſicht auf Erfolg und Wirkung trägt es ſie wie Tauler ſagt — „dem Gotte hinauf". Selbſt letzte Gegenſätze, wie Handeln und nicht Handeln, Gedanke und Tat ſinken zu Momenten herab am menſchlichen Sein. Beide ſtrömen ihre Energien aus in den Kosmos, die meditative, ſchöpferiſche Perſönlichkeit nicht weniger, als der zur Tat geborene, willensgeladene Held. Entſcheidend iſt die innere Haltung. Purusa lebt aus der Tiefe des eigenen Seins im Einklang mit der Wirklichkeit — der Rhythmus des Alls iſt ihm das Schreiten des Gottes.

Hier wie im Vedanta und bei Kant iſt das Selbſt die Quelle unmittelbaren Erlebens und Handelns aus letzter Wirklichkeit. Weil es in ſeinem intelligiblen, urſprünglichen, unwandelbaren ſein Teil hat am Ewigen, gelangt es in Momenten des Aufſchwungs, der Andacht und der Verſenkung zu jener Nähe, Hingabe und Geborgenheit in Gott, die zu allen Zeiten das Weſen der indogermaniſchen Glaubenshaltung ausgemacht haben. Nicht die durch Opfertod und Gnade gewirkte Erlöſung, ſondern die Gewißheit urſprünglicher, unverlierbarer Weſensidentität göttlichen und menſchlichen Seins iſt der Glaubensgrund, aus dem deutſcher Glaube lebt.

Tübingen — Willi Lang

Vorchriſtliche, nordiſche Spruchweisheit

Die Schätze der Thuleliteratur ſind noch ſo gut wie ungehoben. Die Isländer-Bauerngeſchichten ſind reine Skaldenkunſt, ohne jede Nebenabſicht entſtanden. Die Germanen waren in der mündlichen Erzählkunſt auf einer bedeutenden Höhe. Wer ſich einmal in ſie vertieft, der wird erkennen, daß dieſe Sagas den griechiſchen Odyſſeusgeſchichten kaum nachſtehen. Als die erſten iriſchen Prieſter auf Island erſchienen, waren ſie durch die künſtleriſche Form der bis dahin mündlich überlieferten Sagas ſo ergriffen, daß ſie dieſe nachſchrieben — im Gegenſatz zu den fränkiſchen Mönchen in Germanien, die alles geiſtige Erbgut vernichteten oder doch verſtümmelten.

Die nordiſchen Sagas bieten nicht nur das ungeſchminkte kulturelle Leben der Zeit kurz vor der Chriſtianiſierung, ſondern innerhalb der Geſpräche flechten die handelnden Perſonen auch manche treffliche Lebenserfahrung in Spruchform ein, die von ihrer ſittlichen Bewußtheit zeugen. Daß ſolche Redensarten oft in gleicher Form in zeitlich und auch räumlich auseinanderliegenden Sagas wiederkehren, zeigt wohl deutlich genug, daß ſie im Nordvolke zum lebendigen Geiſtesgut gehörten. Da wir auf die Bedeutung der Sagas im allgemeinen noch zurückkommen werden, wollen wir zunächſt einige der wichtigſten Sprüche bekannt geben. Leider ſind dieſe Schätze noch ungehoben. Es wäre ein verdienſtvolles Beginnen, einmal aus den geſamten 20 Thulebänden ſolche Sprüche herauszuziehen und in einer geſchloſſenen Sammlung zu bieten. Zwar hat Naumann im Diederichs-Verlag eine Sammlung „Germaniſche Spruchweisheit" veröffentlicht, doch er hat ſich hier nur auf die Völuſpa und einige Sprüche von Spervogel beſchränkt. Die folgenden Proben aber werden zeigen, daß ſich eine Durchſicht der Sagas in dieſer Richtung ſicher lohnt.

An den Sprüchen ſelbſt fällt die Knappheit und Sachlichkeit ſofort auf, die auch ganz dem verhaltenen Seelenleben des nordiſchen Menſchen entſpricht. Es ſind lediglich im wahrſten Sinne des Wortes Ur-Teile, denen jedes moraliſierende Beiwerk fehlt. Ihre aphoriſtiſche Kürze läßt bereits auf bedeutſame Erfahrungen im abſtrakten Denken ſchließen. Dabei ſind die Sprüche ſo lebenswarm, daß ſie uns beſtimmt auch heute noch etwas zu ſagen haben. Mögen ſie manchen zu weiterer Be-Sinnung anregen.

Ich habe die folgenden Proben in Gruppen zuſammengefaßt, um damit gleich die wichtigſten Lebensgebiete anzudeuten, die von der Spruchweisheit der Sagas erfaßt werden. Obwohl ſie viel von einer Ehrfurcht vor dem Ewigen zeugen, beziehen ſie ſich durchaus auf diesſeitige Dinge, ein ſchöner Beweis des ungebrochenen und ungeſpaltenen nordiſchen Lebensgefühls. Die letzten tauſend Jahre haben uns durch Einbruch orientaliſcher Vorſtellungen dieſe ſtolze Sicherheit vielfach genommen und für ſündhaft erklärt. Es liegt an uns, ſie wiederzugewinnen.

Schickſal

Jeder redet, was das Schickſal ihm eingibt, und was geſchehen ſoll, das geſchieht. (Gisli-Saga.)

Es geht, wie es beſtimmt iſt. (Hallgerd-Saga.)

Wenn der Tod dir beſtimmt iſt, nützt es nichts, ſich in einen Winkel zu verkriechen. (Geſchichte der Schwurbrüder.)

Geſelligkeit

Oft entſteht Schlimmes aus Frauenworten. (Gisli-Saga.)

Kein Schade trifft den, der ihn ſich nicht von Hauſe mitbringt.
(Gisli-Saga, auch in der Hallgerd-Saga.)

Nur der Tor klammert ſich an Verſprechungen.
(Hallgerd-Saga.)

Selbſtbeherrſchung

Stark iſt, wer ſich nicht ſtärker dünkt, als er iſt.
(Saga vom Freyrs-Prieſter Hrafnkel.)

Alles kann, wer Maß halten kann. (Gisli-Saga.)

Es nützt nichts, ſich um gewordene Dinge zu zerreißen.
(Hallgerd-Saga.)

Tat

Nahe beieinander liegen große und üble Taten. (Gisli-Saga.)
Glück und Tapferkeit ſind zwei verſchiedene Dinge.
(Die Geſchichte vom ſtarken Grettir.)
Üble Tat bringt üble Saat. (Geſchichte vom weiſen Njal.)

Ruhm

Wenn einer doch ſterben ſoll, iſt's beſſer, vorher noch eine Tat zu vollbringen, die noch lange nachlebt.
(Saga von Kjartan und Gudrun.)
Ehre dich ſelber mit guten Taten.
(Waldere-Chronik, angelſächſiſch.)

Magdeburg-Lemsdorf **Bruno P. Schliephacke**

Deutſcher Glaube und Vorgeſchichtswiſſenſchaft

1

Zu den Wiſſenſchaften, die für den Menſchen unſerer Glaubenshaltung von beſonderem Wert ſind, gehört die deutſche Vorgeſchichtswiſſenſchaft. Es iſt für uns auch kein Zufall, daß gerade ſie im Dritten Reiche endlich diejenige ſtaatliche Förderung erhält, die ſie verdient. Wer die Geſchichte von Raſſe und Boden getragen weiß, der kann das „Geſchehen" im deutſchen Volk nicht da beginnen laſſen, wo römiſche und griechiſche, oder auch mönchiſche Schreiber etwas von ihrem Gang aufgezeichnet haben, ſondern er wird verſuchen, ſie ſo weit zurückzuverfolgen, als er irgendwelche Spuren davon erſchließen kann. Dieſe Forſchungsaufgabe fällt im weſentlichen der Vorgeſchichtswiſſenſchaft zu, die freilich mit ganz anderen Methoden und Hilfsmitteln arbeiten muß als der Hiſtoriker.

Die „Wiſſenſchaft vom Spaten" muß verſuchen, aus tauſend kleinen Steinchen ein Moſaikbild zu entwerfen, das, je ferner es uns zeitlich liegt, um ſo gröber und undeutlicher notwendig bleiben muß. Vorausſetzungslos, „objektiv" wird dieſes Bild freilich ebenſowenig ſein können, wie es eine vorausſetzungsloſe Geſchichtsſchreibung geben kann, eine Tatſache, die erſt kürzlich von keinem Geringeren als Alfred Roſenberg auf ſeiner großangelegten Rede auf der Tagung des Reichsbundes für Deutſche

Die Geſchichte des guten Jeſus habe ich nun ſo ſatt, daß ich ſie von keinem andern als allenfalls von ihm ſelbſt hören möchte. Goethe

Vorgeſchichte in erfreulicher Deutlichkeit ausgeſprochen worden iſt. Aber eben deshalb muß auch in der Vorgeſchichtswiſſenſchaft mehr als in manchem anderen Fach die Ehre und das Gewiſſen eines Forſchers beſonders darüber wachen, daß er das, was er aus ſeiner Arbeit und ſeinem Wiſſen heraus als richtig erkannt hat, immer wieder einer ſcharfen Selbſtkritik unterwirft, um nicht in allzu leichtem Flug der Phantaſie den manchmal recht ſpärlichen wirklichen Gegebenheiten zu enteilen.

Es wird niemand beſtreiten, daß es ohne Intuition keine große Zuſammenſchau der Vorgeſchichte des Deutſchen Volkes oder auch irgendeines anderen Volkes geben kann, ſo wenig man überhaupt in einer Wiſſenſchaft ohne Intuition wirklich ſchöpferiſch tätig ſein kann. Aber dieſe Intuition muß immer wieder orientiert ſein an den „dinglichen“ Tatſachen und Erkenntniſſen, die in mühſamer Arbeit von Forſchergenerationen zuſammengetragen worden ſind. Wer dagegen verſtößt, lädt ſchwere Schuld auf ſich und letzten Endes auf ſein Volk, auch wenn er in der beſten Abſicht handeln mag.

Es braucht alſo nicht beſonders betont zu werden, daß der Deutſchen Glaubensbewegung gar nichts an irgendeiner phantaſtiſchen Verherrlichung irgendeines Gebietes liegt, das unſere Vorfahren betrifft, da jeder ſeichte Hurrapatriotismus ſich bitter rächen wird.

Wer ſich dagegen einmal näher mit dem Weg befaſſen will, den die Deutſche Vorgeſchichtsforſchung in den letzten Jahrzehnten gegangen iſt, im Gegenſatz zu der „römiſch“ orientierten Archäologie, der ſei auf die ausgezeichnet klare Darſtellung verwieſen, die *Hans Reinerth* in den Nationalſozialiſtiſchen Monatsheften Nr. 27 (Juni 1932) gegeben hat. Wir freuen uns, daß der Durchbruch auf dieſem Gebiet nun auch gelungen iſt, nachdem erſt kürzlich Dr. *Reinerth* als *Nachfolger Koſſinnas* auf den *Lehrſtuhl* für Deutſche Vorgeſchichte in Berlin berufen und gleichzeitig zum Leiter des *Reichsinſtituts für Deutſche Vor- und germaniſche Frühgeſchichte* ernannt wurde. Wir wiſſen, daß damit ein Mann an die Spitze der deutſchen Vorgeſchichtsforſchung geſtellt wurde, der ſie in deutſchem Sinne führen wird.

2

Der Menſch deutſcher Glaubenshaltung ſtellt der Vorgeſchichtswiſſenſchaft in erſter Linie die *Frage nach dem Glauben unſerer Vorfahren*. Freilich nicht deswegen, weil wir den Deutſchen Glauben etwa aus dem überlieferten germaniſchen oder indogermaniſchen ableiten, ſozuſagen herausdeſtillieren oder gar einen zeitlich längſt vergangenen wiedererwecken wollten. Das muß unſeren Gegnern, und vielleicht auch manchen von unſeren

Freunden deutlich geſagt werden: Der Deutſche Glaube iſt in ſeinem Beſtand nicht abhängig von irgendeiner Erkenntnis ſeiner germaniſchen oder indogermaniſchen Vorläufer, von irgendeiner Lehrmeinung eines Wiſſenſchaftlers über dieſe Dinge. Der Deutſche Glaube iſt eine lebendige Wirklichkeit und braucht keine Begründung aus ſeiner Vergangenheit. Man kann nur zu oft neuerdings bei unſeren Gegnern folgende Taktik finden: Es wird zuerſt behauptet, dieſer oder jener „Wiſſenſchaftler“ habe die „Wiſſenſchaftlichen Grundlagen“ zum Deutſchen Glauben geliefert. Da aber ſeine Forſchungsergebniſſe von anerkannten Wiſſenſchaftlern abgelehnt würden, ſei damit auch der Deutſche Glaube abgetan. Wir können nur feſtſtellen, daß ſolche Verſuche am Weſentlichen vorbeigehen und unſere Gegner ſollten darauf verzichten, ſich deshalb auf das Gebiet der Vorgeſchichtsforſchung zu begeben.

Es wird uns niemand verwehren können, wenn wir mit warmem Herzen und ſorgender Liebe uns um die Zeugniſſe germaniſchen und indogermaniſchen Glaubens bemühen, die uns aus dem erhaltenen Erbgut faßbar ſind. Nach einem faſt eineinhalbtauſendjährigen bewußten Vernichtungskampf gerade auf dieſem arteigenen Glaubensgebiet iſt es kein Wunder, daß nicht nur an Zeugniſſen und Überlieferungen unendlich viel verloren iſt, ſondern daß auch erſt der Maßſtab gefunden werden muß, von dem aus die Dinge wieder richtig geſehen werden. So viel aber wiſſen wir ganz beſtimmt: ſie dürfen nicht wieder in falſche Hände gelangen! Wir müſſen mit aller Beſtimmtheit dagegen Verwahrung einlegen, daß eine chriſtlich-theologiſche Fakultät nun plötzlich einen Lehrauftrag für germaniſche Religionsgeſchichte erteilt oder eine ebenſolche Fakultät neueſtens Preisaufgaben über nordiſche Religionsfragen ausgibt. Es kann auch an der Hochſchule ein ſolches Fach nur vertreten, wer durch eine artfremde Religion unvoreingenommen das Eigene zu werten weiß.

Wenn man das fachwiſſenſchaftliche Schrifttum der Vorgeſchichtsforſchung auf dieſe unſere Frage hin durchſieht, ſo muß man die betrübliche Feſtſtellung machen, daß von wenigen Ausnahmen abgeſehen, niemand verſucht hat, die Glaubensfrage auch nur anzuſchneiden. Zu nennen wären hier etwa nur die Arbeiten von Hans Hahne-Halle (z. B. „Totenehre im alten Norden“, Diederichsverlag Jena 1929). Auch die Religionsgeſchichte iſt gerade an dem vorgeſchichtlichen Stoff vorbeigegangen, mit Ausnahme der altſteinzeitlichen Religion, über die wir gerade von Wilhelm Hauer eine meiſterhafte Studie beſitzen (in Wilhelm Hauer, Die Religionen, ihr Werden, ihr Sinn, ihre Wahrheit, Stuttgart 1923).

Wir wollen hier den ſehr verdienten Vorgeſchichtsforſchern und Religionsgeſchichtlern keinen Vorwurf daraus machen. Wir wollen den erſteren vielmehr dafür dankbar ſein, daß ſie erſt einmal zur Bewältigung des ungeheuren Aufgabengebietes ein feſtes zeitliches und methodiſches Lehrgebäude geſchaffen haben, oder wenigſtens den Grund dazu gelegt haben, auf dem weitergebaut werden muß. Und es hat ſich ſicherlich auch die Unſicherheit der Bewertung des alten Glaubens von einer chriſtlichen Wertmeſſung her bemerkbar gemacht. Erſt die moderne Religionsgeſchichte hat hier Wandel geſchaffen.

3

Wenn eine Wiſſenſchaft ein wichtiges Gebiet vernachläſſigt und einſeitig wird, werden ſich immer Menſchen finden, die ein ſolches Gebiet vom Seeliſch-Geiſtigen her ſich erobern, ohne an die ſtrengen Regeln der Wiſſenſchaft gebunden zu ſein. Die eingeſchworenen Wiſſenſchaftler ſind dann allzu leicht geneigt, dieſe „Außenſeiter“ als Phantaſten abzutun. Gewiß beſteht die Gefahr, daß ſich auch Schwarmgeiſter eines ſolchen Gebietes bemächtigen. Es wird nicht ſchwer fallen, ſie als ſolche zu erkennen. Aber von den Ehrlichen unter dieſen „Außenſeitern“ ſind wir der Überzeugung, daß ſie ebenſo ehrliche und wertvolle Pionierarbeit geleiſtet haben, wie mancher Forſcher, der auf ſeine Exaktheit ſehr ſtolz iſt. Wenn ſich in den Jahren des geiſtigen Umbruchs des deutſchen Volkes Männer wie Wilhelm Teudt, Herman Wirth, John Gorsleben, Hermann Wille u. a. eine dankbare Gemeinde gewonnen haben, ſo zeigt das doch, daß hier eine empfindliche Lücke beſtanden hat, die nun nicht einfach damit zu ſchließen iſt, daß man alle dieſe Leiſtungen als Phantaſtereien abtut. Wer dieſe Dinge auf die Dauer nur bekämpft, der wird ſich allerdings in den Verdacht bringen, daß er aus einer ganz beſtimmten Glaubenshaltung heraus unduldſam ſein muß. Denn wer tiefer in derartige Werke hineinzuſpüren vermag, der wird manche echte Quelle darin rauſchen hören, auch wenn der rechte Zugang zu ihr noch nicht gefunden worden iſt. Das ſoll nicht heißen, daß wir im einzelnen nun jedes Wort unterſchreiben müſſen, das in ſolchen Werken niedergelegt iſt, ja, ſelbſt in den Grundgedanken immer mit den Verfaſſern ganz einig ſein können, aber wir ſind ihnen für die Breſche dankbar, die ſie für uns geſchlagen haben und wir werden ſie mit unſerem Schild gegen ungerechte und gehäſſige Angriffe unſerer Gegner verteidigen.

4

Wenn nach dieſen grundſätzlichen Erwägungen nun im einzelnen zu dieſer und jener Äußerung unſerer Gegner Stellung genommen werden ſoll, ſo kann dies nur in ein paar Beiſpielen geſchehen. So darf man nicht erwarten, daß hier auch nur annähernd im Rahmen eines kurzen Berichtes etwa das gewaltige Gedankengebäude, das Herman Wirth in ſeinen Werken *) aufgebaut hat, dargeſtellt, und zu ſeinen Gegnern Stellung genommen werden kann. Es muß aus unſerer Haltung heraus nur klar geſagt werden, daß die Forſchungsergebniſſe von Herman Wirth nicht etwa die Grundlagen für die Deutſche Glaubensbewegung bilden können. Es widerſpricht unſerer Grundhaltung, auf ſolchen Forſchungsergebniſſen ein neues Dogma, eine neue Heilslehre zu begründen. Und wer gar glaubt, wir wünſchen an Stelle der Bibel ein neues „Teſtament“, etwa die umſtrittene Ura-Linda-Chronik, der verſteht uns nicht. Unſere Gegner, die nur aus dem Grund Herman Wirth bekämpfen und ihm „Fehler“ nachzuweiſen verſuchen, um damit die Deutſche Glaubensbewegung zu treffen, mögen alſo in Zukunft ſich ein anderes Betätigungsfeld ausſuchen. Andererſeits ſind wir freilich unſerer Weltanſchauung gemäß duldſam genug, die umfaſſenden Gedanken Herman Wirths auf uns wirken zu laſſen, ohne ſie durch die Brille irgendeines Bekenntniſſes hindurch zu ſehen. Was daran wirkſam im Tiefſten iſt, was davon die deutſche Jugend im Innerſten packt, können wir getroſt dem Entſcheid der Zukunft überlaſſen **).

Aber eines müſſen wir in dieſer Auseinanderſetzung fordern: daß dieſe geiſtigen Kämpfe auf einer Ebene ausgetragen werden, die dem Ernſt dieſer Fragen würdig iſt. Es wird niemand imſtande ſein, die ungeheure Arbeitsleiſtung Herman Wirths in einem Zeitungsaufſatz gerecht zu würdigen, wenn er nicht zum mindeſten den Beweis erbracht hat, daß er auf dem von Wirth bearbeiteten Gebiet ſelbſt ſchon etwas Brauchbares geleiſtet hat. Das gilt etwa für eine Arbeit von W. Hanſen in einer im Runge-Verlag 1934 erſchienenen Schrift von Friedrich Duenſing, die den, im Vergleich zum Inhalt merkwürdig anmaßenden Titel trägt: „Die deutſche Nation und das Chriſtentum“. In einem Aufſatz: Herman Wirth als „Wiſſenſchaftler“ und Religionsſtifter verſucht dort W. Hanſen ſich mit Wirth auseinanderzuſetzen. Für die geiſtige Haltung des Verfaſſers ſeien nur ein paar Sätze angeführt:

> So alſo denkt Wirth über das Chriſtentum und über die chriſtliche Kirche der Reformationszeit. Die Worte müßten jedem ehrlichen Chriſten ins Geſicht ſchlagen und eine helle Empörung unter den deutſchen Chriſten hervorrufen. Statt deſſen läßt man ſolche Sektierer getroſt weiterwirken

---

*) Der Aufgang der Menſchheit; Jena 1928. Die Heilige Urſchrift der Menſchheit; Leipzig ab 1931. Was heißt Deutſch? Jena 1931. Die Ura-Linda-Chronik; 1933, Leipzig.

**) Es ſoll in ſpäteren Aufſätzen noch kritiſch Stellung genommen werden zu dieſen und jenen Gedankengängen von Herman Wirth. In den folgenden Zeilen handelt es ſich nur darum, eine beſtimmte Art von Kritikern ſeiner Werke zu kennzeichnen. Dasſelbe gilt auch für das Buch von Wille.

und unterſtützt womöglich ihre vom nationalſozialiſtiſchen Standpunkt unverantwortlichen Beſtrebungen.

Um nun das Unwiſſenſchaftliche in der Arbeitsweiſe Herman Wirths zu beweiſen, bringt er zunächſt eine Zuſammenſtellung von Gaunerzinken (!), Hausmarken und Wirthſchen Symbolen und behauptet:

> Wenn Wirth wirklich eine logiſche und exakt wiſſenſchaftliche Arbeitsweiſe ſeinen Unterſuchungen zugrundelegen könnte, die den herkömmlichen Methoden wiſſenſchaftlicher Arbeit entſpricht, müßte bei logiſchem Denken auch unſere Zuſammenſtellung zu Recht beſtehen. (!)

Man fragt ſich angeſichts eines ſolchen Mangels an Verſtändnis für eine religionswiſſenſchaftliche Methode und Problemſtellung, ob der Verfaſſer nicht beſſer getan hätte, gerade auf dieſem Gebiet zu ſchweigen!

Es genügt uns auch nicht, wenn von dieſer oder jener Seite geſagt wird, **die** Wiſſenſchaft habe ſich gegen Herman Wirth erklärt. Auch hier nur ein Zitat aus einer Broſchüre: „Naturmythus oder Chriſtusglaube“ (Evangeliſch-lutheriſche Volksſchriften, Hamburg 1934), wo Martin Friemann S. 8 ſchreibt:

> Das öffentliche Bekenntnis zum „Aufgang der Menſchheit“ iſt der Untergang der Wiſſenſchaft, iſt die glatte Abſage an die Offenbarung in Chriſto.

Hier ſcheint eine ganz beſtimmte, chriſtliche Wiſſenſchaft gemeint zu ſein, denn wir können uns nicht vorſtellen, daß die deutſche Wiſſenſchaft untergehen wird, auch wenn ſich dieſer oder jener zu dem „Aufgang der Menſchheit“ bekennt!

5

In einem anderen Falle hatte auch **die** Wiſſenſchaft ſchon längſt feſtgeſtellt, daß der „Laie“ **Wilhelm Teudt** nur ſeiner Phantaſie zum Opfer gefallen ſei, in der Frage nach der urſprünglichen Bedeutung der ſogenannten Externſteine bei Detmold *). Und doch haben die in dieſem Jahre unter der Leitung von Prof. **Andree** mit Unterſtützung des Reichsführers der SS., **Himmler**, durchgeführten Grabungen ergeben **), daß Teudt wenigſtens in dem einen Punkt recht gehabt hat: daß er auf den Externſteinen ein **vorchriſtliches Heiligtum** vermutete. Es iſt der Beweis einer vorchriſtlichen Beſiedelung erbracht worden, deren Träger offenſichtlich an den Felſen Veränderungen vorgenommen haben, die man nicht aus einem Nutzgedanken heraus erklären kann. Man wird ſich auch daran gewöhnen müſſen, daß noch mehr ſolche vorchriſtlichen Kultſtätten

---

*) Vgl. Hierzu das bereits in 3. Auflage erſchienene Werk von Wilh. Teudt: **Germaniſche Heiligtümer.** Beilage zur Aufdeckung der Vorgeſchichte, Ausgaben von den Externſteinen, den Lippequellen und der Teutoburg. Diederichs 1934.

**) Vgl. Vortrag von Prof. Andree auf der Reichsbundtagung für deutſche Vorgeſchichte, in Halle.

entdeckt werden, deren Vorhandenſein man nicht einfach leugnen kann.

Aus ähnlichen Gründen wie die Kultſtätten haben auch die „Gotteshäuſer“ Anſtoß bei unſeren chriſtlichen Volksgenoſſen erregt, für die ſich der Architekt Hermann Wille in ſeinem Buche: „Germaniſche Gotteshäuſer zwiſchen Weſer und Ems“, Leipzig 1933, eingeſetzt hat. Er kommt bei ſeiner eingehenden Unterſuchung zu dem Schluß, daß die in langen Rechtecken aus Findlingen aufgeſtellten Umzäunungen der Großſteingräber im ſüdlichen Oldenburg, die dort in auffallend großer Zahl auf verhältnismäßig kleinem Raum noch anzutreffen ſind, nichts anderes als die Sockelmauern überdachter Kultſtätten geweſen ſind. In dieſen Kultſtätten, glaubt der Verfaſſer, haben unſere germaniſchen Vorfahren ihre Winterſonnenwendfeiern abgehalten. Er zieht von da aus Parallelen zu der Anlage der ſpäteren Kirche, die, ähnlich im Grundriß wie dieſe ganz einfachen Anlagen, aus einem Langſchiff und einer Krypta beſtehen. Und gerade dieſer Gedanke ſcheint die Chriſten erheblich zu beunruhigen. So ſchreibt z. B. Martin Friemann in der ſchon erwähnten Schrift von Fr. Duenſing (S. 17):

> Darüber hinaus bringt es Wille mit einer kaum zu glaubenden Kühnheit fertig, eine ununterbrochene Linie von ſeinen „germaniſchen Gotteshäuſern“ bis hin zur romaniſchen und gotiſchen Kirche zu ziehen. Nun wiſſen wir es mit Wille ganz genau: unſere chriſtlichen Kirchen ſind auf niederdeutſchem Boden aus germaniſchen Kulthallen hervorgegangen und ihre Grundſockel können wir noch heute in den Hünenbetten bewundern!!

Man kann durchaus kritiſch zu der Frage ſtehen, ob die Theorie der Überdachung dieſer Großſteingräber haltbar iſt oder nicht. Aber man kann Wille nicht vorwerfen, daß er ſich einfach über die wiſſenſchaftlichen Vorausſetzungen hinweggeſetzt habe. Die Beweiſe, die Friemann gegen ihn anführt, ſind wiſſenſchaftlich nicht minder anfechtbar. Wenn er behauptet, „daß man durch architektoniſches Sehen und Denken in der Vorgeſchichtswiſſenſchaft nicht weiter kommt“, ſo irrt er. Jede Ausgrabung und jede Unterſuchung an einem Denkmal erfordert ein ſolches architektoniſches Sehen und Denken, ſonſt kann man ſich nämlich bei den geringen Spuren, die uns erhalten ſind, überhaupt kein Bild von dem urſprünglichen Zuſtand machen. Und wenn Friemann glaubt, die Notwendigkeit von überdachten Kulthallen für die Winterſonnenwende mit dem Hinweis auf die ſubboreale Klimaperiode zu widerlegen, ſo irrt er wiederum. Denn dieſes ſubboreale Klima hatte zwar wärmere, und vor allem trockenere Sommer, aber harte und kalte Winter. Die „bittere Kälte“ muß er alſo ſchon gelten laſſen. Wenn auf Rügen übrigens weſentlich kleinere Hünenbetten mit Erde überdeckt ſind, ſo iſt das durchaus kein Beweis dafür, daß auch die oldenburgiſchen ehemals eine Erdbedeckung gehabt haben müſſen. Es iſt auch Wille durchaus bekannt, daß viele Dolmen und Ganggräber von einem Erdhügel urſprünglich bedeckt geweſen ſind. Das ſchließt aber nicht aus, daß trotzdem unter dieſem Hügel urſprünglich ein Dacheinbau geweſen ſein kann. Wir erinnern in dieſem Zuſammenhang nur an die Tatſache, daß in dem verwandten ſchnurkeramiſchen Kulturkreis mehrfach ſolche Hauseinbauten in Grabhügeln feſtgeſtellt ſind. Und am Beginn der Bronzezeit finden ſich in Mitteldeutſchland in den ſog. Fürſtenhügeln gewaltige Hauseinbauten, übrigens ebenſolche Dachhäuſer, in denen der Tote oder die Toten beſtattet wurden. Von dem Haus der Toten zu dem Haus, in dem man der Toten gedenkt, iſt kein allzu großer Schritt, der auch ſonſt in vielen Kulturkreiſen getan worden iſt.

Auch die von Wille angeführte Vermutung, daß in den alten Schafſtällen in Niederdeutſchland wirklich eine alte Baugrundform erhalten iſt, die zur Entwicklung des niederſächſiſchen Hauſes geführt haben wird, hat ſchon Walter Schulz in: „Das germaniſche Haus in der vorgeſchichtlichen Zeit, Leipzig 1923“ nachgewieſen. Aus dem niederſächſiſchen Hausgrundriß iſt der Schritt zur dreiſchiffigen Halle der Sagazeit und von da in die romaniſche Periode wirklich nicht allzu gewagt.

Und noch ein anderer Gedanke läuft in derſelben Richtung: auch die Urform des griechiſchen Tempels ſtammt aus derſelben Quelle, dem nordiſchen Rechteckhaus der jüngeren Steinzeit. Wenn der Kritiker ſchon vor dem 30. Januar 1933 das nationalſozialiſtiſche Schrifttum geleſen hätte, ſo hätte er die Beweiſe dafür in den NS.-Monatsheften Nr. 27 in dem Aufſatz von Hans Reinerth „Deutſche Vorgeſchichte“ finden können.

6

Zum Schluß ſei noch zu einer Neuerſcheinung Stellung genommen: Friederich Merkenſchlager: „Zwiſchen Hünengrab und Pfahlbau. Die Urlebensſtile der europäiſchen Kultur, Berlin 1934.“ Der Verfaſſer iſt uns in ſeiner Einſtellung kein Unbekannter mehr ſeit ſeinen haltloſen Angriffen auf die moderne Raſſenkunde. Man darf daher einigermaßen geſpannt ſein, warum er ſich nunmehr auf das Gebiet der deutſchen Vorgeſchichte begibt. Merkenſchlager erklärt uns kategoriſch, „daß zwiſchen Hünengrab und Pfahlbau das vorgeſchichtliche Leben Europas kreiſte“. Die Umgrenzung des Hünengrabgebietes iſt im großen und ganzen richtig, es iſt der Bezirk, der in der Vorgeſchichtswiſſenſchaft ſchon längſt von Koſſinna u. a. als der urgermaniſche erkannt worden iſt. Aber der Pfahlbaukreis, den Merkenſchlager nun in geiſtreicher Antitheſe dieſem erſteren gegenüberſtellt, iſt nur eine haltloſe Konſtruktion.

Es iſt in den letzten Jahren immer wieder von der Vorgeſchichtsforſchung klargeſtellt worden, daß es eine einheitliche nordalpine Pfahlbaukultur nicht gibt. Auf eine frühe weſtiſche Grundlage lagert ſich ein nordiſcher Kulturſtrom auf, der gerade aus der nächſten Umgebung des Megalithkreiſes herkommt. Das Rechteckhaus und vieles andere iſt damals mit dieſem nordiſchen Kulturſtrom nach Süden gekommen. Das hätte Merkenſchlager in den von ihm ſelbſt zitierten Büchern von Hans Reinerth deutlich nachleſen können. Ebenſowenig beweisbar iſt auch die Behauptung: „daß ohne die Welt des Pfahlbauern keine Ähre in Europa reifen würde“. (!) Daß in den Pfahlbauten oder Moorbauten ſo viele Pflanzenreſte zu finden ſind, liegt nur an den Erhaltungsbedingungen, auch die nordiſchen Pfahlbauten, z. B. Alvaſtra, liefern ſie uns. Daß natürlich die nordiſchen Schnurkeramiker als „Jägervölker“ den Pfahlbauern gegenübergeſtellt werden, iſt bei der vorgefaßten Meinung des Verfaſſers nicht anders zu erwarten, aber nach den Forſchungsergebniſſen der letzten Zeit nicht mehr zu beweiſen.

Man fragt ſich, warum eigentlich Merkenſchlager dieſen Gegenſatz zwiſchen ſeinen beiden Urlebensſtilen aufgeſtellt hat. In manchen Kapiteln hat man den Eindruck, als ob ihm dieſer Gegenſatz als Erſatz für den Begriff der nordiſchen und oſtiſchen Raſſe herhalten muß, die es ja für ihn nicht gibt. Manchmal hat man aber auch den Eindruck, als ob die Mainlinie unſeligen Angedenkens noch in dieſem Begriff herumgeiſtert, ſo etwa wenn Merkenſchlager ſagt:

> Wo der Megalithiker Heide wird, iſt Gott doch noch in ihm. Wo der Pfahlbürger gottlos wird, iſt er eine Karikatur.

Abgeſehen von der taſchenſpieleriſchen Gleichſetzung von Heide und gottlos fragen wir uns wirklich, was er damit eigentlich für unſere Zeit ſagen will? Wir ſind keine Pfahlbürger mehr, ſondern ein deutſches Volk, das aus jahrtauſendelanger gemeinſamer Geſchichte und gleichartigem Raſſengemiſch zu einem Ganzen verſchmolzen iſt. Und die „dualiſtiſche Urſtruktur“, die ſich Merkenſchlager konſtruiert, iſt immer und immer wieder durch Völkerwanderungen von Norden nach Süden aufgehoben worden. Wer etwa den heutigen Schwaben aus der Pfahlbaukultur her verſtehen will, der muß notwendigerweiſe zu ſo merkwürdigen Anſchauungen kommen wie die, „Hölderlin habe die Sanftheit pfahlbäuerlichen Friedens durchſeelt“. (!) Daß in Schwaben die oſtiſche Raſſe häufig anzutreffen iſt, weiß jeder Raſſenkundler, daneben ſind aber ausgeprägte nordiſche Typen insbeſonders durch die alemanniſche Beſitznahme nicht ſelten. Das nordiſche Blut bricht immer wieder in dem Unternehmungsgeiſt der Schwaben durch, der Stil ſeines Erlebens iſt derſelbe wie bei den anderen heutigen Deutſchen gleicher Raſſe.

Was endlich über Preußen in dieſem Buch geſagt wird, iſt — ſoweit es ſich ganz ähnlich bei Moeller van den Bruck und

Hans Schwarz findet — gewiß in dieſem und jenem richtig, nur hätte man nicht gerade Luther als bezeichnenden „preußiſchen" religiöſen Menſchen benennen dürfen. Viel eher Friedrich den Großen, der merkwürdigerweiſe gar nicht genannt wird. Gewiß haben die Pruzzen, baltiſche Stämme, dieſem Gebiet den Namen gegeben, aber die Keimzelle des preußiſchen Staates war die Mark Brandenburg, das Gebiet, das ſeit Jahrtauſenden von germaniſchen Stämmen beſiedelt war und von wo aus ſchon lange vor der offiziellen Völkerwanderungszeit der Oſten mit germaniſchen Völkerſtämmen beſiedelt wurde. In der Mark Brandenburg lag aber auch der Stammſitz der Sueben, der Schwaben. Gerade dieſe für das Verſtändnis der deutſchen Geſchichte ſo weſentlichen Völkerbewegungen, mit denen die Ausbreitung der nordiſchen Raſſe im deutſchen Raume eng zuſammenhängt, fehlen bezeichnenderweiſe in dem von Merkenſchlager gezeichneten Geſchichtsablauf.

(Fortſetzung folgt)

Halle a. S. Werner Hülle

Umſchau

„Das deutſche Volk hat dieſen Kirchenſtreit ſatt". In ſeiner kurz vor dem Julfeſt in Stuttgart gehaltenen Rede erklärte der Reichsminiſter Frick zur Kirchenfrage: „Es mag ſein, daß die Reichskirchenregierung in dem Beſtreben, die 28 Landeskirchen in der Reichskirche aufgehen zu laſſen, etwas zu ſtürmiſch vorging und Anordnungen erließ, die der nötigen Rechtsgrundlage entbehrten. Dadurch entſtand eine Gegenwirkung. Schließlich ſah aber die Reichskirchenregierung ein, daß dieſer Weg einer beſſeren rechtlichen Fundierung bedürfe, und ſie hat da wieder angefangen zu bauen, wo die Rechtmäßigkeit abſolut feſtſtand, nämlich auf der rechtmäßig erlaſſenen Verfaſſung der Deutſchen Evangeliſchen Kirche. Der Staat denkt nicht daran, ſich in kirchliche Dinge zu miſchen. Aber es beſteht der leider ſehr begründete Anlaß zu der Feſtſtellung, daß ſich unter dem Deckmantel chriſtlicher Belange hier alle möglichen ſtaatsfeindlichen und landesverräteriſchen Elemente ſammeln, um auf angeblich rein kirchlichem Gebiet ihre Politik zu treiben und auf dieſem Wege dem Dritten Reich Schwierigkeiten zu bereiten. Ich erkläre hierzu, daß die Reichsregierung nicht gewillt iſt, dieſes Treiben bis ins Endloſe mitanzuſehen, ſondern daß ſie entſchloſſen iſt, dort, wo es die politiſchen Notwendigkeiten erfordern, auch gegen ſolche Staatsfeinde und Landesverräter durchzugreifen. Das deutſche Volk hat dieſen Kirchenſtreit ſatt. Es hat gar kein Intereſſe an dieſem Zank der Paſtoren. Die Reichsregierung hat jedenfalls gar kein Intereſſe daran, Kirchen, die der inneren Erbauung des deutſchen Menſchen dienen ſollen, die aber nur Zank und Streit ins Volk tragen, mitzufinanzieren."

Ein chriſtliches Blatt zu Fricks Rede. Zu dieſer Stuttgarter Rede Fricks bemerkt das von einem äußerſt gehäſſigen Gegner der Deutſchen Glaubensbewegung (wenn auch nicht gerade vorbildlichen Chriſten; vgl. z. B. im Reichswart vom 30. Juli den Artikel „Um deutſchen Glauben") geleitete Blatt des Evangeliſchen Bundes (Nr. 50) recht ängſtlich und beſchwörend zugleich: „Dieſe Enttäuſchung (des Miniſters Frick) iſt völlig verſtändlich. Denn mit einer in ſich verzankten evangeliſchen Kirche iſt wirklich wenig oder nichts zu machen; was iſt von ihr, die ihre eigenen Kräfte unfruchtbar vergeudet, zum Aufbau des Dritten Reiches zu erwarten? Der Schluß liegt nah: Man überlaſſe ſie ihrem Schickſal!

Wie dieſes Schickſal aber ausſehen würde, dürfte nicht minder klar ſein. Es hieße: Amerikanismus, Freikirchentum, Spaltung und Dauerfehde im eigenen Lager.

Das Abſtandnehmen des Staates aber würde wohl ungefähr dieſes Geſicht haben: Stellung der evangeliſchen Kirche unter Vereinsrecht, Entziehung der Staatszuſchüſſe, unvermeidliches Anwachſen der Bedeutung der in ſich (nach außen wenigſtens) geſchloſſenen römiſchen Kirche uſw., je nach Phantaſie. Ganz zu ſchweigen von dem großen Auftrieb, den die neuheidniſche Bewegung der Gegenwart ganz natürlich erfahren würde und wohl auch erhofft."

Ein trauriges Zeichen, wenn eine religiöſe Gemeinſchaft nicht ſo viel Selbſt- und Gottvertrauen hat, daß ſie der weltlichen Stütze entraten zu können glaubt. Wie muß es innerlich um eine Kirche beſtellt ſein, die „Spaltung und Dauerfehde im eigenen Lager" fürchten muß, ſobald der Staat ſich von ihr zurückgezogen hat!? Und mit dieſem Balken im eigenen Auge triumphiert die geſamte chriſtliche Preſſe über die angebliche Zerriſſenheit der Deutſchen Glaubensbewegung und ſchenkt dem Gerede von 32 Glaubensrichtungen, das ein merkwürdig unwiſſender Florenzer Profeſſor über die „Baſler Nachrichten" verbreitet hat, nur allzugern Glauben. „Phariſäer und Schriftgelehrte" heißen ſolche Leute in der Sprache des Chriſtentums. — Es wird Zeit, daß die Chriſten endlich einmal ihr Chriſtentum darleben und ſich nicht krampfhaft am „chriſtlichen Staat", an Statiſtiken und äußeren Machtpoſitionen feſtklammern. Oder wollen die Chriſten nicht mehr mit dem Maßſtab der neuteſtamentlichen Lebenshaltung gemeſſen ſein!?

„Das Abbröckeln in der Deutſchen Glaubensbewegung" — oder: Viel Lärm um nichts. Chriſten und ihre Journaliſten lieben der Deutſchen Glaubensbewegung gegenüber den Stil der altteſtamentlichen Propheten: ſie verkünden ihr fortgeſetzt das Ende. Wir überlaſſen es dem jüdiſchen Forſcher Freud, dieſe Todeswünſche gegen einen gehaßten Konkurrenten ins Licht der Pſychopathologie zu rücken. Feſtſteht indeſſen, daß die chriſtliche Preſſe auf einen ſehr ſchlechten Gewährsmann hereingefallen iſt und im übrigen keinen geſunden Kennerblick für Tatſachen und Entwicklungsvorgänge verrät. Dazu drei Feſtſtellungen:

1. Der äußerſt zweifelhafte Gewährsmann iſt die „Nordiſche Zeitung" (Kampfblatt der Nordiſchen Glaubensbewegung). Dieſe kleine Gemeinſchaft (ſie umfaßt etwa 150 Leute) und ihr Blättchen (es iſt ſo klein, daß es offenbar ſeine Auflage nicht zu melden braucht), ſie haben den Ruhm, ſich zum Judas der deutſchgläubigen Erhebung heranzubilden. Denn nichts iſt nordiſch an dieſer kleinlichen Schmähſucht und nichts paßt beſſer in den Bereich iſraelitiſch-jüdiſchen Denkens als die Racheverſuche gekränkter Ehrſucht. Und daß ſich in dieſer aus knapp 150 Leuten beſtehenden „Nordiſchen Glaubensgemeinſchaft" alle ſich ſchlecht behandelt Fühlenden wie im Schmollwinkel verſammeln, kann uns nur recht ſein. Dies als erſten Hinweis für die chriſtlichen Journaliſten.

2. Daß Prof. Fahrenkrogs Austritt aus der Deutſchen Glaubensbewegung, von der „Nordiſchen Zeitung“ in die Öffentlichkeit gezerrt, mit allerlei Überſchriften durch die geſamte chriſtliche Preſſe gewandert iſt, wird dem nordiſchen Ehrgefühl dieſes alten Kämpfers nicht gerade entſprechen. Er dürfte es ſogar als eine Schande und Brandmarkung empfinden. Jedenfalls bliebe in dieſem Fall unſere Achtung erhalten. Seine Begründung aber bleibt uns unverſtändlich. „Längſt zur Klarheit gekommen“, das iſt nicht die Rede eines Mannes, der ſich einem Ganzen unbedingt durch die Sache verpflichtet weiß. Wir bitten Fahrenkrog, Hauers „Deutſche Gottſchau“ gründlich durchzuarbeiten, und wenn er billig denkt, wird er nicht mehr ſagen dürfen, daß hier eine „nur negative Einſtellung“ vorhanden ſei.

3. Zur „Abbröckelung“ ſelbſt. Auch hier wieder wird meiſt die „Nordiſche Zeitung“ zitiert. Nur das „Katholiſche Kirchenblatt“ des Berliner Biſchofs Bares bringt einen eigenen und längeren Artikel, betitelt: „Sieben Monate nach Scharzfeld. Warum blieb der Deutſchen Glaubensbewegung der Erfolg der Einigung verſagt?“ Es wird vom Schmelztiegel von Scharzfeld geſprochen und feſtgeſtellt, daß, weil Bergmann mit ſeiner Nationalkirche, Fahrenkrog, die Nordiſche Glaubensgemeinſchaft und ſchließlich die Freireligiöſen aus dieſem Tiegel wieder herausgeſchlüpft ſeien, Scharzfeld „ein hundertprozentiges Fiasko“ (Nr. 52, S. 13) geweſen ſei.

Wir beſtaunen all dieſe chriſtlichen Journaliſten, weil ſie vor lauter Eifer das ruhige, nüchterne Denken unterlaſſen haben. Aber vielleicht haben ſie wenigſtens ſtill für ſich ihren Fehlſchluß erkannt.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß eine Bewegung wie die Deutſche Glaubensbewegung — heute ſchon als Millionenbewegung bekannt und teils gefürchtet, teils freudig bejaht — nicht einfach die Summe der alten früheren Gemeinſchaften und Bünde iſt, alſo kein Sammelbund, ſondern eine Bewegung mit außerordentlich ſtarker Werbekraft, wie unſere vielen Verſammlungen im ganzen Reich beweiſen. Längſt ſind die Verluſte an „Abgebröckelten“ zahlenmäßig wettgemacht. Im übrigen ſind wir als Idee und Bewegung ſo ſtark ins öffentliche Bewußtſein gedrungen, daß es unklug iſt, eine ſolche Bewegung rein ſtatiſtiſch zu beurteilen, obwohl die Zahl auch uns nicht unwichtig iſt und gewiſſe Schlüſſe wohl zuläßt, wie der folgende Abſchnitt zeigen mag.

Aus der Konfeſſionsſtatiſtik. Die Ergebniſſe der letzten Volkszählung liegen jetzt vor. Wir nennen die konfeſſionsſtatiſtiſch äußerſt aufſchlußreiche Tatſache, daß es im Juni 1933 in Jena 45 537 Evangeliſche, 2031 Katholiken, 111 Juden und — 10 662 „Diſſidenten“ gab. Zwar rümpfen Chriſten über „Diſſendenten“ meiſt die Naſe, aber wer tiefer ſieht, weiß, daß dieſe 10 662 vom Chriſtentum innerlich einfach nicht erfaßt worden ſind. Und dieſe Zahl von 10 662 zu einer Zeit, da die Deutſchen Chriſten ihren Wiedereintrittsterror übten! Gewiß ſind viele Volksgenoſſen unter dieſem Druck wieder eingetreten in die Kirche, aber deshalb als politiſche und ſonſtige Flüchtlinge gewiß keine Chriſten geworden. Dazu hatte die Kirche in den vergangenen Jahrzehnten zu viele Anhänger durch Austritt verloren. Wieder einige Zahlen: 1914 traten aus der Evangeliſchen Landeskirche 20 925, 1919 bereits weitere 229 778 und 1920 nochmals 305 584 deutſche Volksgenoſſen aus der Kirche aus. 1928 waren es noch immer 160 470 neue Austritte.

Eine große Irreführung, meint der Reichsbiſchof. „Eine große Irreführung unſeres Kirchenvolkes iſt dadurch entſtanden, daß viele Kirchenblätter die Anſchauungen der Deutſchen Glaubens-

bewegung veröffentlicht haben, ohne darauf hinzuweiſen, daß *dieſe Deutſche Glaubensbewegung* nichts zu tun hat mit der Bewegung der Deutſchen Chriſten. Da aber unſerem Kirchenvolk dieſer Unterſchied nicht klar iſt, hat es die Anſchauungen der Deutſchen Glaubensbewegung ohne weiteres als Anſchauungen der Deutſchen Chriſten genommen und auch als Anſchauungen der Deutſchen Evangeliſchen Kirche, ſo daß weite Kreiſe unſeres Kirchenvolkes tatſächlich in dem Wahn leben, als ob die Deutſche Evangeliſche Kirche ſich jenen Gedankengängen der Deutſchen Glaubensbewegung anſchlöſſe. Ich mache allen denen, die aus der Wahrheit ſind, zur Pflicht, dieſer Irreführung der Gemeinden entgegenzutreten.“

Das Chriſtentum eine Epiſode. In ſeinen Vorträgen hat *Wilhelm Hauer* des öfteren den Satz ausgeſprochen, daß das Chriſtentum nur eine Epiſode in der Geſchichte des deutſchen Volkes ſei. Dazu bemerkt ein Pfarrer, früherer Miſſionar, im „Frankfurter Sonntagsgruß“: „...Das Chriſtentum ſei eine Epiſode. *Wir meinen vielmehr, die Hauerſche Bewegung wäre eine Epiſode in der Geſchichte des Glaubens, und zwar eine ganz kleine und vor allem ſehr kurze.* Als Julian, der Abtrünnige, der in ſeiner Jugend auch Chriſt war und ſpäter, als er römiſcher Kaiſer wurde, wieder ins Heidentum zurücktrat, verſuchte, die chriſtliche Kirche aus ſeinem Reiche auszuſchalten und dem alten, griechiſchen Heidentum wieder auf die Beine zu helfen, ſagte einer der Biſchöfe das glaubensvolle Wort: „Es iſt nur ein Wölkchen, es wird vorübergehen.“ Und es ging vorüber, obwohl der Gegner als Kaiſer im Beſitze der Macht war und in ſeinem Reiche noch viele heimliche und offene Anhänger des griechiſchen Heidentums lebten. *Wieviel mehr wird Hauer, der kein Kaiſer, ſondern nur Profeſſor iſt*, und ſeine Scharen, die ihr Heidentum und den entſprechenden Kult erſt künſtlich erdenken und ſchaffen müſſen, ein Wölkchen, nein, ein winziger Bruchteil eines Wölkchens ſein, das vorübergeht. In ein paar Jahren erinnert ſich kaum ein Menſch noch dieſer Epiſode.“

Aber *wir* wollen uns gern dieſer Sätze eines „weitſichtigen Menſchen“ erinnern, wenn wir nach „ein paar Jahren“ auf unſere bisherige Kampfzeit zurückblicken dürfen. Und dann wollen wir auch dieſer vielen kleinen Propheten gedenken, die uns den Untergang geweisſagt haben. Im übrigen müſſen wir den Herrn Pfarrer, ſo ſehr er widerſtreben mag, bitten, Hauers „Deutſche Gottſchau“ wenigſtens von Seite 4—44 zu leſen. Das Kapitel beginnt mit dem Satz: „Die Deutſche Glaubensbewegung von heute iſt eine Phaſe des ſeit vielen Jahrtauſenden ſich abſpielenden Kampfes zwiſchen der vorderaſiatiſch-ſemitiſchen und der indogermaniſchen Welt.“

Eine auslandsdeutſche Zeitung über den „religiöſen Umbruch im Reiche“. Die „*Nachrichten*“, das größte deutſchſprachige Blatt für den Nordweſten von Amerika (Portland, Oregon) bringt in ſeiner Nummer vom 15. November 1934 einen ausführlichen Auffatz über den „religiöſen Umbruch im Reiche“, dem wir folgende Sätze entnehmen: „*Was verſteht nun die nichtchriſtliche Glaubensbewegung unter einem Deutſchen oder arteigenen Glauben?* — Auf keinen Fall verſteht ſie darunter eine Art „Nationalreligion“. Es ſoll nicht eine Religion aus völkiſcher Enge oder nationaler Überheblichkeit heraus neu geſchaffen werden. Ebenſowenig aber will man eine Renaiſſance irgendwelcher germaniſcher Götterlehren oder Mythologien. Von „Wodanskult“ kann bei den ernſt zu nehmenden Gruppen keine Rede ſein. Man iſt in dieſem Lager der Meinung, daß im deutſchen Volke zwei weſensmäßig verſchiedene Glaubenshaltungen zur Geſtaltwerdung gelangten: die indogermaniſche und die morgenländiſch-chriſtliche. Es würde zu weit führen, hier die Weſensſtruktur der indogermaniſchen Glaubenshaltung zu entwickeln und die Unterſchiede zur morgenländiſchen aufzuzeigen. Begnügen wir uns hier vorerſt damit, daß dieſe von der chriſtlichen weſentlich verſchiedene Glaubenshaltung von Deutſchen lebendig iſt und nach Geſtaltung verlangt. Nach Geſtaltung in einer unſerer Zeit möglichen Form. Dieſe Glaubenshaltung war ſicher in mannigfachem Formengewand gemein-germaniſcher Beſitz. Aber in keinem der urſprünglich germaniſchen Völker in Europa ſcheint ſie bis heute ſo lebensnotwendig geblieben zu ſein wie im deutſchen Volke. Darauf beruht es, daß uns das Ausland in dieſen Dingen ſo wenig Verſtändnis entgegenbringt. Allein das deutſche Volk hat bis auf den heutigen Tag aus dieſer völlig anders gearteten Haltung heraus immer wieder in einzelnen großen Männern ſich aufgelehnt gegen die offizielle chriſtliche Glaubenshaltung. Bei faſt allen Völkern ſcheint die Volksſeele mit den chriſtlichen Glaubensinhalten in eins verſchmolzen zu ſein. Bei uns war dieſe Verſchmelzung zu keiner Zeit reſtlos. Es geht eine einzige große Ketzerlinie von Meiſter Eckehart über Goethe zu Nietzſche. Das ſahen wir ſchon zu Anfang bei der Frage des Dogmatiſchen. Hier ſehen wir, daß dieſe Auflehnungen aus einem noch viel tieferen Grund entſprangen und noch entſpringen: aus dem religiöſen Urwillen unſeres Volkes. Heut iſt die Zeit erfüllt. Heute verlangt das Sehnen eines ſo großen Teils des deutſchen Volkes, an den Glauben dieſer Männer wieder anzuknüpfen, daß ſich Kampfgemeinſchaften gebildet haben mit dem Ziel, dieſe Glaubenshaltung dem chriſtlichen Totalitätsanſpruch gegenüber zu behaupten. Und Glaube in irgendeiner Artung der Linie Eckehart — Goethe — Fichte — Nietzſche, das verſteht man in den nichtchriſtlichen Lagern unter deutſchem oder arteigenem Glauben.

Wenn man ſich einmal bemüht, unter einem ſolchen großen Geſichtswinkel die vielen Strömungen und Kämpfe auf dem Gebiet des Religiöſen zu betrachten, dann erkennt man, daß hinter alledem ein weltgeſchichtlicher Sinn ſteht und daß wir nicht dem Chaos, ſondern der Erfüllung entgegengehen.“

Wir geloben Treue dem Heiligen Vater in Rom. Beim Bundesfeſt der Neudeutſchen nahm der Freiburger Erzbiſchof Gröber den neuen Mitgliedern des Bundes das Glaubensbekenntnis ab. Aus ſeiner Rede folgendes: „Mit dem feierlichen Treuegelöbnis haben ſich die nunmehr endgültig in den Bund Aufgenommenen zu Gott, Chriſtus und ſeiner Kirche bekannt und damit kundgetan, daß ſie jederzeit an dem alten heiligen katholiſchen Glauben feſthalten wollen. Wir Katholiken kennen nur den einen Gott, den Herrn und Vater aller Völker und aller Raſſen. Für uns gibt es keinen Deutſchgott oder dergleichen. Wir ſtehen feſt und treu zu der einen heiligen katholiſchen Kirche und wir wollen auch in Zukunft keine andere Kirche. Für uns Katholiken kann es deshalb auch nie und nimmer eine Nationalkirche geben. Darum geloben wir auch immer wieder aufs neue die Treue dem Oberhaupt der katholiſchen Kirche, dem Heiligen Vater in Rom.“

Wer Roſenbergs Mythus lieſt, iſt exkommuniziert. Im „Amtsblatt des biſchöflichen Ordinariats Berlin“ (vgl. Märkiſche Volkszeitung Nr. 13, 1934) findet ſich zum Kampf der katholiſchen Geiſtlichkeit gegen Roſenbergs bekanntes Buch noch folgender beachtliche Satz, der uns an die Urſache erinnert, weshalb Eckehart 500 Jahre lang nicht bekannt war: „Es muß in dieſem Zuſammenhang auch noch darauf hingewieſen werden, daß das Leſen und Aufbewahren eines verbotenen Buches ohne Erlaubnis nicht nur ſchwer ſündhaft iſt, ſondern daß derjenige, der Bücher von Apoſtaten, Häretikern oder Schismatikern, welche für die Apoſtaſie, Häreſie oder Schisma kämpfen (und zu dieſen Büchern gehört das vorliegende von Roſenberg), wiſſentlich ohne Erlaubnis lieſt oder aufbewahrt, ſich nach can. 2318 § 1 des kirchlichen Geſetzbuches die von ſelbſt eintretende Exkommunikation zuzieht.“

Übrigens haben fromme und kluge Katholiken längſt einen Weg zur Umgehung dieſes Leſeverbotes gefunden: Sie laſſen ſich das Roſenbergſche Buch vorleſen. Sich vorleſen laſſen iſt dann nämlich keine Sünde mehr.

Die Bundesſchließung des Judengottes Jahwe El-Schaddajg und das katholiſche Feſt der Beſchneidung. Im 1. Buch Moſes Kap. 17 wird von dem Abſchluß eines Vertrages (hebräiſch = berith) zwiſchen dem 99jährigen Abraham und ſeinem Gott Jahwe El-Schaddajg berichtet: „Und ich gebe dir und deinem Samen nach dir das Land, da du als Fremdling weilſt, das ganze Land Kanaan zum ewigen Beſitz. Und ich will ihnen zum Elohim (wörtlich Götter) ſein. Und Elohim ſprach zu Abraham: — — am Fleiſch eurer Vorhaut ſollt ihr beſchnitten werden. Das ſoll ein Bundeszeichen ſein zwiſchen mir und euch. — — Wer aber männlich iſt und unbeſchnitten bleibt: dieſe Seele ſoll aus ihren Volksgenoſſen ausgerottet werden. Meinen Bund hat er gebrochen.“ (Überſetzung von Gunkel.)

Wie ſucht die katholiſche Kirche dieſe uns abſolut fremde Art religiöſer Haltung deutſchen Menſchen beizubringen? 1. Indem ſie den Neujahrstag zum Feſt der Beſchneidung macht und 2. in ihrer Preſſe dazu ſchreiben läßt unter der Überſchrift „Das Myſterium des Blutes“ (vgl. Kathol. Kirchenblatt vom 30. Dezember 1934): „Beſchneidung des Herrn und Neujahr. Die Beſchneidung war von Gott durch Moſes zum Zeichen ſeines Bundes mit dem Volk Iſrael eingeſetzt worden: im Blut des jungen Mannes ſollte der Bund zwiſchen Gott und Menſchheit geſchloſſen und beſiegelt werden — um all des Mythus und des Myſteriums und der Myſtik willen, die im Blut beſchloſſen liegt. Und nun ſchließt der Meſſias durch ſein Blut, gleichzeitig als Vertreter Gottes und als Vertreter der Menſchheit, den neuen Bund, und er vollendet am Kreuze in ſeinem Blut dieſen neuen Bund: wenn irgendwo in der Welt Ahnung vom Mythus des Blutes iſt, dann in der Geſchichte des Gottesreiches, durch Chriſtus, dieſer einzigen großen Weltgeſchichtsidee und Weltgeſchichtswirklichkeit, eben durch den Mythus des Blutes vor Chriſtus und in Chriſtus und nach Chriſtus. Und im Blute Chriſti iſt Erlöſung des Mythus des Blutes von aller Enge und Unzulänglichkeit und Beflecktheit und Dämonie des Blutes. — Und wie ſie einſt in Ägypten das Blut des Paſſahlammes an die Türpfoſten ihrer Häuſer ſtrichen, daß der Würgengel vorübergehe, ſo laßt uns das Blut des wahren Gotteslammes, das heute in der Beſchneidung fließt, an die Türpfoſten des neuen Jahres ſtreichen, daß das neue Jahr eingeweiht und geſchützt ſei durch Chriſti heiliges Blut, und all unſer eigenes Blut heil und erlöſt werde durch das heilige Blut und den Namen Jeſus, der dem Kinde heute gegeben wurde.“

Das iſt alſo auch ein Glaube an das Blut, ein Glaube aus dem Blut!! Aber wenn auch hier dieſelben Worte Verwendung finden, wie grundanders iſt unſer Glaube an das Blut, d. h. an den Sinn und die Sendung unſeres germaniſch-deutſchen Schickſals! Germaniſch-deutſcher Glaube gebietet uns nicht, die magiſche Abwehrhandlung der alten Juden an der Schwelle des neuen Jahres zu wiederholen, um uns durch das „Blut des wahren Gotteslamms“ gegen den „Würgengel“ zu ſchützen.

Wie können deutſche Menſchen ſich nur eine derartige Glaubens- und Denkweiſe, die ohne den Orient nicht denkbar iſt, aufnötigen laſſen!

Germaniſch-deutſch! Goethe: **„Ganz leiſe ſpricht ein Gott in unſerer Bruſt, ganz leiſe, ganz vernehmlich, zeigt uns an, was zu ergreifen iſt und was zu fliehn.“**

Herbert Grabert

* * *

Prof. Hermann Schwarz, der Eckehartforſcher hat kürzlich ſein 70. Lebensjahr vollendet. Auch wir entbieten ihm dazu unſere Grüße. Wir haben die Hoffnung, daß dem ſtets um die religiöſen Grundlagen der Philoſophie bemühten Forſcher vor allem zu einer Arbeit noch die Schaffenskraft erhalten bleiben möge: zur Vollendung ſeiner Eckehartforſchung. Gegen alle Fälſchungs- und Rekatholiſierungsverſuche, die jetzt emſig von katholiſcher Seite betrieben werden, möge er als geachteter Kenner der Eckehartſchen Gedankenwelt einen Damm aufrichten und gleichzeitig den Grund legen zu einer Eckehartforſchung, die den Künder deutſcher Frömmigkeit in deutſcher und nicht in römiſcher Sicht betrachten lehrt.

* * *

Unſer Holzſchnitt auf S. 1 war urſprünglich für einen Neujahrsgruß Wilhelm Hauers gedacht, der an die Mitglieder unſerer Bewegung perſönlich verſchickt werden ſollte. Das aber hätte eines ſolchen Aufwandes an Zeit und Geld bedurft, daß wir nun lieber in dieſer Form den Gruß an alle unſere Freunde und Mitkämpfer in der ganzen Welt hinausgehen laſſen. Leider mußte das Schriftbild Wilhelm Hauers um des Raumes willen verkleinert werden. H G

*

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Herbert Grabert, Tübingen, Frondsbergſtraße 37; Druck: W. Kohlhammer, Stuttgart-S, Urbanſtr. 12—16; verantwortlich für Anzeigen: Georg Truckenmüller, Sillenbuch bei Stuttgart, Lindenſtraße 60. — DA. IV. Vj. 1934: 5004 Exemplare

Wir machen unſere Leſer auf den Proſpekt über Hans F. K. Günther, „Herkunft und Raſſengeſchichte der Germanen“ und andere Werke Günthers aufmerkſam, den J. F. Lehmanns Verlag dem heutigen Hefte beilegen ließ.

Der Verlag dankt

allen Leſern, die ſeine Bemühungen um die Verbreitung unſerer Zeitſchrift durch Überſendung von Anſchriften für Probehefte, durch Empfehlung im Freundeskreiſe ſowie bei Buch- und Zeitſchriftenhändlern unterſtützen.

In wenigen Tagen iſt lieferbar

Einbanddecke zum Jahrgang I
Deutſcher Glaube

ſamt Inhaltsverzeichnis*)

In blauem Leinen mit Aufdruck des Sonnenrades in Gold
Preis RM. 1.50

Zur Vervollſtändigung des Jahrganges I iſt von den zeitweilig vergriffenen Heften 1 und 2 wieder eine kleine Anzahl lieferbar

Der gebundene Jahrgang I
iſt dann zum Preis von RM. 10.— erhältlich

*) Wer das Inhaltsverzeichnis ohne die Einbanddecke zu erhalten wünſcht, erhält ſie auf Anforderung vom Verlag unberechnet zugeſtellt

Karl Gutbrod Verlag, Stuttgart-O, Moſerſtraße 22

J. W. Hauer
Eine indo-ariſche Metaphyſik des Kampfes und der Tat

Die Bhagavadgītā in neuer Sicht
(mit Überſetzungen)

Der lange und gelehrt klingende Titel dieſer Schrift darf keinen Freund von Wilhelm Hauers Arbeit abſchrecken, nach dem Büchlein zu greifen. Denn es iſt keine tote wiſſenſchaftliche Abhandlung, ſondern eine ungewöhnlich lebensvolle Darſtellung einer der bedeutendſten Phaſen indogermaniſcher Glaubensgeſchichten. Die Bhagavadgītā weiſt uns auf das Weſen und auf den Grundcharakter der indogermaniſchen Religioſität hin. In ihr finden wir die Frage und Antwort unſeres eigenen innerſten Seins. Hier iſt Geiſt von unſerem Geiſt am Werk geweſen.

1934. 80 Seiten. Preis RM. 3—.

W. Kohlhammer - Verlag - Stuttgart-S

Schriften zur Deutſchen Glaubensbewegung

Herausgegeben von Wilhelm Hauer-Tübingen

Aus Wilhelm Hauers Vorwort:

Keine große deutſche Bewegung kann je gedeihen und Dauerndes geſtalten ohne eine ernſthafte geiſtige Grundlegung. Wo die Deutſchen die tiefgründige geiſtige Arbeit geringſchätzen und beiſeiteſchieben, geraten ſie immer auf Abwege — eben weil wir Deutſche ſind. Und eine Glaubensbewegung, die nicht den Mut und die Kraft hat, bis zu den Tiefen zu dringen, in denen die eigentlichen Bilde- und Strebekräfte der Bewegung wirken, wird nicht lange dauern Um dieſe Grundlegung anzufaſſen und denen Gelegenheit zu geben, die dazu berufen ſind, beginnen wir dieſe „Schriftenreihe zur Deutſchen Glaubensbewegung“, und zwar mit einem Heft über die Unterweiſung im Sinne deutſchen Glaubens. Wir werden immer wieder gefragt, ob wir etwas an die Stelle des chriſtlichen Unterrichts zu ſetzen hätten. Wir ſind überzeugt, daß wir etwas an dieſe Stelle zu ſetzen haben, und zwar etwas, das dem deutſchen Kinde eher den Zugang zu den Quellen des Lebens zeigen wird als rein chriſtlich-konfeſſioneller Unterricht. Wir legen hier einen erſten Verſuch vor das deutſche Volk, damit es prüfe und urteile, ob hier Weſen von ſeinem Weſen zu ihm ſpricht, ob es ſein heranwachſendes Geſchlecht den Männern und Frauen zur religiöſen Führung anvertrauen kann, die in der Deutſchen Glaubensbewegung ſtehen und kämpfen.

1. Heft:

Grundlinien einer deutſchen Glaubensunterweiſung

Mit Hauptentwurf zu einem Lehrplan der Deutſchen Glaubensbewegung

In Verbindung mit Friedrich Solger, Friedrich Berger,
Friedrich Schöll, Ernſt Küſter, Bodo Ernſt, Marie Eckert

herausgegeben von Wilhelm Hauer

Preis RM. 1.50

Vorbemerkung des Herausgebers:

Religiöſe Unterweiſung? Lehrpläne für einen Unterricht im Deutſchen Glauben? Sind dies nicht Widerſprüche in ſich ſelbſt? Kann man Glauben lehren, in Religion unterweiſen? Jeder dieſer Sätze enthält ein ſchwieriges Problem. Wir wiſſen um all dieſe Fragen und Schwierigkeiten und wagen es doch, den Männern und Frauen, die ſeit Jahren in ſolcher Arbeit ſtehen, das Wort zu geben zu Vorſchlägen für einen deutſchgläubigen Unterricht. Zwar kann man Glauben nicht lehren. Dies iſt richtig. Er iſt ein Geſchenk der ſchaffenden Lebensmächte. Aber man kann das Augenmerk der jungen Generation auf Werte und Wirklichkeiten richten, die ihr Ehrfurcht abnötigen, ſie zur Beſinnung führen, zum Achten auf jene Regungen, die im Herzen aufkeimen als die Wirkung göttlicher Kräfte. Erziehung zum Glauben iſt unmöglich. Aber möglich iſt die Bildung des Gemütes, daß es bereit werde, den Gott zu empfangen, der jedem begegnen will auf ſeine Weiſe, der jedem ſein Glaubensſchickſal beſtimmt hat. Wilhelm Hauer und ſeine Mitarbeiter geben dieſe Lehrpläne hinaus in der Hoffnung, daß ſie mithelfen werden zur Erneuerung des deutſchen Volkes aus jenen ewigen Lebenskräften zum inneren Aufbau des Dritten Reiches.

Karl Gutbrod, Verlag, Stuttgart-O, Moſerſtraße 22

2. Heft:

Raſſe und Glaube

Von Friedrich Wilhelm Prinz zur Lippe

Preis RM. —.75

Dieſer auf der Arbeitswoche der Deutſchen Glaubensbewegung in Scharzfeld (Hohe Maien 1934) gehaltene und mit großer Begeiſterung aufgenommene Vortrag gipfelt in der Erkenntnis: Jeder Artung ihre arteigene Glaubensweiſe. Für den nordiſchen Menſchen erhält alles dadurch Sinn und Bedeutung, daß es Ausdrucksmittel ſeiner Seele wird. In dem Heft werden die Erlebnisweiſen des nordiſchen und des vorderaſiatiſchen Menſchen klar herausgearbeitet und gegenübergeſtellt.

3. Heft:

Glaube aus dem Blut

Vom Kampf um das Bekenntnis

Von Fritz Gericke

Preis RM. 3.—

Eine politiſch-religiöſe Bekenntnisſchrift, die in ſeltener Klarheit und in Deutung der Prophetie Nietzſches die geiſtesgeſchichtlichen Zuſammenhänge zwiſchen Chriſtentum und Liberalismus erhellt. Nach dem Zuſammenbruch der blutlos-internationalen Bekenntniswerte ſieht der Verfaſſer im „Sakrament des Blutes“ die Begründung eines neuen Glaubens in der politiſchen wie religiöſen Zielſetzung des Dritten Reiches. Deutſcher Glaubenshaltung gemäß macht das Buch bewußt keinen Unterſchied zwiſchen politiſchem und religiöſem Bekenntnis.

4. Heft:

Vom deutſchen Leben

Eine Morgenſprache aus werdendem deutſchem Glauben

Von Wilhelm Schloz

Preis RM. —.75, in Leinen RM. 1.50

Alles, um was in Deutſchland gekämpft wird, auch der Kampf um einen deutſchen Glauben, erhält ſeinen Sinn in dem Ziel eines geſunden, ſtarken, artbeſtimmten und artbetonten Lebens. Was in einem Vortrag oder Buche nur ſchwer gelingen mag, dieſes deutſche Leben nach dem ihm innewohnenden, ungeſchriebenen Geſetz groß und einfach darzuſtellen, das iſt in einer ſogenannten Morgenſprache wohl möglich, weil ſie mit Hilfe des Bildes in dichteriſcher Abkürzung vieles oft ſo viel verſtändlicher und tiefer ſagen kann. Dies will und erreicht die in vorliegender Schrift wiedergegebene Morgenſprache.

Wie wirkliche Dichtung nie dem Leben fremd, ſondern ſeinem tiefſten Weſen nahe iſt, ſo iſt auch dieſes Bild des deutſchen Lebens dem wirklichen Leben, nämlich dem alltäglichen Leben und ſeinen Fragen, ganz nahe.

Karl Gutbrod, Verlag, Stuttgart-O, Moſerſtraße 22

Demnächſt erſcheinen die erſten 3 Bände der Reihe

Deutſches Weſen

1:

Hutten

Der Vorkämpfer eines deutſchen Aufbruchs / Von Friedrich Franz von Unruh

Viele haben ſchon an dem Bilde Ulrichs von Hutten gezeichnet. Wenige ſind mit ihm fertiggeworden. Denn wer Hutten kennen und darſtellen will, muß ein Stück des Holzes ſein, aus dem der Mann war, deſſen „Ich habs gewagt“ oder „Es iſt eine Luſt zu leben“ wohl keinem Geſchlecht ſo aus der Seele geſprochen iſt, wie der Jugend des heutigen Deutſchland. Dieſe Jahre des politiſchen und geiſtigen Umbruchs, in denen wir ſtehen, haben Unruhs Stift geführt, daß aus dem knappen Rahmen dieſes Bändchens ſein Hutten auf uns zutritt: trotz aller Widerſprüche ſeines Weſens ein ganzer Kerl, der unerbittliche Kämpfer für das Recht des Unterdrückten und für die Freiheit des Geiſtes, gegen Rom und die Fürſten — für ein Deutſches Reich.

2:

Rudolf G. Binding

Ein Künder deutſcher Gottſchau / Ausgewählt und eingeleitet von Walter Grupe

Wo immer ein Dichter den Mund öffnet, ſeinen Glauben zu bekennen, da höre das Volk. Denn Dichter ſind eines Volkes Glaubenskünder. Lange genug ſind wir fremden gefolgt und haben unſere eigenen verkannt. Das ſoll ein Ende haben. Die neue Reihe „Deutſches Weſen“ ſieht eine ihrer weſentlichſten Aufgaben darin, die in einem deutſchen Glauben lebenden und ſchaffenden Dichter ins Volk zu tragen. Die vorliegende Schrift iſt eine Ausleſe aus Rudolf G. Bindings Werken, zuſammengeſtellt aus Anſprachen und Aufſätzen, aus Worten ſeiner Selbſtbiographie, des Kriegstagebuchs und aus ſeiner Lyrik. Aus allem ſpricht gleichmäßig des Dichters Sehnſucht, an Stelle einer Fremdreligion eine „Religion aus eigenen Elementen“, an Stelle der Religion der Liebe eine „Religion der Wehrhaftigkeit“ zu beſitzen.

3:

Vom ewigen Krieg

Geſammelte Dichtungen / Von Wilhelm Schloz

Hier in dieſen Dichtungen iſt nicht „gedichtet“. Hier iſt gelebt und erlebt und gekämpft und erſchaut und durchgebrochen und dann klar, ſtark, weſenhaft geſtaltet. Hier wird Leben dadurch zur Dichtung, daß es durch eine Seele geht, die ſich nichts leicht macht, die ſozuſagen in ſtärkſter Verdichtung lebt, daß ſie zum Spiegel der Dinge wird in höchſter Vereinfachung.

Vor der deutſchen Dichtung liegt nicht die Aufgabe, „der Zeit gerecht zu werden“, davon könnte das Ergebnis ja höchſtens ſein eine zweifelhafte Tages- und Tendenzdichtung, ſondern die, durch Tiefe, Eigenwüchſigkeit, Wurzelhaftigkeit die Reſte der Verflachung in den zurückliegenden hundert Jahren zu überwinden, deutſchen Geiſt neu in eigenen, in größeren Tiefen zu verwurzeln, deutſche Seele neu, wieder einmal von innen her zu geſtalten. Sie wird es können, wenn ſie erſt ſelbſt in ſich die überſteigerte Empfindungs- und Ichwelt überwindet. Dichtung geht eben am meiſten unter aller Kunſt über den Dichter, den Menſchen ſelbſt, und wieder zum ſo lange verlorenen Einklang zwiſchen ſtarker Perſönlichkeit und lebensträchtiger Gemeinſchaft.

Und hier, im dichteriſchen Schaffen von Wilhelm Schloz, iſt ſolche Dichtung aus neuen Quellgründen im Aufbruch. Sie iſt es voll in den aus der Reife geſchaffenen Dichtungen des zweiten Teiles „Aus Kampf und Schau“, ſie iſt es aber auch in den frühen des erſten Teiles „Aus Werdetagen“, wo er ſuchend den Schaffensgrund bereinigt, eine arteigene, angeborene, durch nichts vernebelte Weltanſchauung, auf dem ſtarke Geſtaltung erſt werden kann.

Weitere Bände ſind in Vorbereitung.

Preis jedes Bandes, ſchön gebunden, RM. 1.—

Karl Gutbrod, Verlag, Stuttgart-O, Moſerſtraße 22

Mitte Julmonds 1934 erſchien:

Wilhelm Hauer

Deutſche Gottſchau

Grundzüge eines Deutſchen Glaubens

Inhalt:

Vorſpruch: Glaube — Deutſcher Glaube?
Einleitung: Der Kampf zwiſchen der vorderaſiatiſch-ſemitiſchen und der indogermaniſchen Glaubenswelt
I. Kap. Raſſe und Volk als Grundwerte Deutſchen Glaubens
II. Kap. Germaniſch-deutſche Weltſchau
III. Kap. Der germaniſch-deutſche Lebensglaube
IV. Kap. Der ewige Sinn des Todes
V. Kap. Germaniſch-deutſche Sittlichkeit
VI. Kap. Sünde und Schuld im Deutſchen Glauben
VII. Kap. Geſchichte und Schickſal
VIII. Kap. Die göttliche Tiefe des Menſchen
IX. Kap. Germaniſch-deutſche Gottſchau
X. Kap. Das religiöſe Urphänomen und das raſſiſche Beſtimmtſein des Glaubens
Schluß: Der Deutſche Glaube und die andern Religionen. Das Chriſtentum. Jeſus
Anhang zum fünften Kapitel
Anmerkungen

*

VIII und 288 Seiten

Preis: kartoniert RM. 6.—, Leinen RM. 7.50

Karl Gutbrod, Verlag, Stuttgart-O, Moſerſtraße 22

Der Glaubenskampf in Deutſchland — Umſturz oder Umbruch?

Von Wilhelm Laiblin

Preis RM. —.90

Dieſe Schrift macht den Verſuch, das hinter dem lauten Tageskampf ſpürbare ſchickſalhafte Geſchehen im religiöſen Ringen der Gegenwart zu verdeutlichen. Sie geht von der Erfahrung aus, daß eine allzu lange nicht erkannte oder anerkannte Lebenswirklichkeit plötzlich mit revolutionärer Wucht anklopft, Einlaß und Lebensrecht fordert. Das Werden eines deutſchen Glaubens ſtellt uns mitten hinein in die Geburtswehen einer Zeit, in der uns das Leben in unerhörter Eindringlichkeit vor Augen führt, daß neues, größeres, umfaſſenderes Leben nur aus dem Opfertod hingabebereiten alten Lebens erſtehen kann. Die deutſche Glaubensbewegung wird erfaßt als ein weſentliches Stück jener Gegen-Setzung, deren ſich das Schickſal, ſoviel wir ſehen können, immer dann bedient, wenn es die Entwicklung aus unfruchtbarer Erſtarrung wieder um ein Stück vorwärts zu treiben ſich anſchickt.

Religiöſe Verſtändigung

Wege zur Begegnung der Religionen bei Nicolaus Cuſanus, Schleiermacher, Rudolf Otto und J. W. Hauer

Von Dr. Herbert Grabert

Schriftleiter der Monatsſchrift „Deutſcher Glaube“

VIII und 100 Seiten. Preis RM. 3.60

Die Frage, ob die Menſchen als Anhänger der verſchiedenen Religionen einander verachten, bekämpfen und bekehren oder als „Kinder Gottes“ begegnen ſollen, ohne dabei ihren Glauben zugunſten einer gemeinſam vereinbarten Miſchreligion preiszugeben, ſteht im Mittelpunkt dieſer Schrift. Sie iſt die erſte grundlegende Veröffentlichung zu der Frage einer weltweiten religiöſen Verſtändigung, die nicht von außen her erzwungen werden darf und nur da gelingen kann, wo Menſchen tief von der Überzeugung durchdrungen ſind, daß jede echte Gottergriffenheit den Weg zum Bruder bahnt und die Ehrfurcht vor dem Glaubensſchickſal anderer eine Aufgabe iſt, mit deren Erfüllung die Einſicht in die eigene perſpektiviſche Begrenztheit wächſt und zu einem neuen Ethos der Demut im Glauben führt.

Karl Gutbrod, Verlag, Stuttgart-O, Moſerſtraße 22